

## ÜBER DIE DESKRIPTIVE UNERSCHÖPFLICHKEIT DER EINZELDINGE

Der Topos von der Unerschöpflichkeit des Gegenstands wird aus irgendeinem Grunde mit der Phänomenologie assoziiert. Den ihm verwandten Topos von der Unaussprechlichkeit des Individuellen haben Goethe und die deutschen Romantiker in die Welt getragen. Der Diktion der analytischen Philosophie sind die Ausdrücke »unerschöpflich« und »unaussprechlich« fremd. Dieser Umstand sollte analytische Philosophen nicht davon abhalten, sich den sprachphilosophischen und ontologischen Problemen zuzuwenden, die sich hinter den besagten Formeln verbergen.

Husserls Wort für Unerschöpflichkeit ist »Fülle«. Die »Fülle des Gegenstandes« erläutert Husserl als den »Inbegriff der ihn konstituierenden Bestimmtheiten«, seine »individualisierenden Bestimmtheiten« eingeschlossen.<sup>1</sup> Ich werde in diesem Aufsatz von *deskriptiver Unerschöpflichkeit* sprechen, die ich auf eine ontische Eigenart der konkreten Einzeldinge zurückführe. Den Begriff der deskriptiven Unerschöpflichkeit werde ich zunächst anhand des Problems entwickeln, die Eigenschaften eines Einzeldings zu zählen. Aristoteles, Leibniz und Kant beantworten die Frage, wie viele Eigenschaften ein Einzelding hat, gleichlautend: es sind potentiell unendlich viele (1.). Die ontologische Kategorie, für die dies gilt, ist die der konkreten, raumzeitlichen Einzeldinge (2.). Unter (3.) wird der Befund der deskriptiven Unerschöpflichkeit näher erläutert und ausdifferenziert. Unter (4.) wird ein sprachphilosophisch motivierter Einwand gegen die Unerschöpflichkeitsthese diskutiert und zurückgewiesen: der Einwand aus der endlichen Zahl der Prädikate. Dann werde ich die Begriffe *Leerstelle*, *Auflösung* und *ontische Dichte* einführen, um meinen Befund zu sichern und zu präzisieren (5.). Unter dem Stichwort »Unerschöpflich oder bloß faktisch unerschöpft?« diskutiere ich die Frage, worin das *prinzipielle* Hindernis für das

1 Edmund Husserl, *Logische Untersuchungen* II, 2, Hamburg 1992, 607 f. – Mit dem Schlagwort vom unerschöpflichen Gegenstand, das er einem Rilke-Gedicht entnimmt, betitelt Hermann Schmitz seine »Neue Phänomenologie«. Vgl. Hermann Schmitz, *Der unerschöpfliche Gegenstand*, Bonn 1990.

Unternehmen liegen soll, ein Einzelding erschöpfend zu beschreiben (6.). Anschließend kontrastiere ich die Unerschöpflichkeitsthese mit der pathetischen Formel von der »Unaussprechlichkeit des Individuellen«, um zu verdeutlichen, was mit ersterer *nicht* gemeint ist (7.). Diese Diskussion führt zu ontologischen Überlegungen über Individualität, Einzigkeit und *haecceitas* (8.). Schließlich bringe ich den Gedanken ins Spiel, daß wir in der natürlichen Sprache beliebig feine semantische Unterscheidungen treffen können, der auf den ersten Blick in einer gewissen Spannung zur These der deskriptiven Unerschöpflichkeit steht. Diese Spannung werde ich unter (9.) und (10.) zu mildern suchen und dabei meinen Begriff der ontischen Dichte zu Goodmans Begriff der semantischen Dichte in Beziehung setzen.

### 1. Aristoteles, Leibniz und Kant über die Eigenschaften von Einzeldingen

(a) Eine erste Erläuterung von »deskriptiver Unerschöpflichkeit« kann zwanglos an Aristoteles anknüpfen. Aristoteles vertritt im siebten Buch der *Metaphysik* die Auffassung, daß es von einem einzelnen konkreten Gegenstand, beispielsweise von Sokrates, »keinen Begriff« sowie »keine Wesensdefinition und keinen Beweis« gibt.<sup>2</sup> Wohl haben erste Substanzen, also Einzeldinge<sup>3</sup>, dem aristotelischen Essentialismus zufolge eine *Artessenz*, nämlich, modern gesprochen, artzugehörigkeitsdefinierende Eigenschaften. Sie haben aber kein *individuelles* Wesen, keine *haecceitas* im Sinne von Duns Scotus. Und die *akzidentellen* Eigenschaften einer Einzelsubstanz werden nicht noch einmal durch irgendeinen Allgemeinbegriff zusammengehalten. Es ist nach Aristoteles auch »unmöglich die Akzidenzien alle anzuführen, da ihrer unendlich viele sind.«<sup>4</sup> Damit spricht Aristoteles ein großes Wort gelassen aus: Der akzidentellen Eigenschaften einer Einzelsubstanz seien unendlich viele.

(b) Leibniz vertritt die Auffassung, daß Individuen über ihren »vollständigen Begriff« (*notio completa*) individuiert werden. Der vollständige Begriff einer Einzelsubstanz ist nach Leibniz eine Konjunktion aller Prädikate, die der Substanz zukommen, wobei neben den gegenwärtigen Bestimmungen auch alle vergangenen und zukünftigen eingeschlossen sind.<sup>5</sup> Sämtliche

2 Aristoteles, *Metaphysik*, übers. v. H. Bonitz, bearb. v. H. Seidl, Hamburg 1995, Buch VII (Z), 1036a und 1039b.

3 Nur in den *Kategorien* bezeichnet Aristoteles das Einzelding selbst als erste Substanz (*prôtê ousia*), während er in der *Metaphysik* dessen *eidos* so nennt (1032b).

4 Aristoteles, *Metaphysik*, a.a.O., IV (Γ), 4, 1007a.

5 »Notio completa seu perfecta substantiae involvit omnia ejus praedicata praeterita, praesentia ac futura« (*Opusculum et fragmenta inedita de Leibniz*, ed. L. Couturat, Paris 1903, 520). Vgl. auch G. W. Leibniz, *Metaphysische Abhandlung* [*Discours de métaphysique de 1686*], in: ders., *Philosophische Schriften*, Bd. 1, hg. von H. H. Holz, Frankfurt am Main 1996, § 8.

Bestimmungen einer Einzelsubstanz denkt Leibniz als in deren Begriff enthalten (*in-esse*), »derart, daß derjenige, der den Begriff des Subjektes vollkommen verstünde, auch urteilen würde, daß das Prädikat ihm zugehört.«<sup>6</sup> Den Unterschied zwischen individuellen Substanzen und Arten ebnet Leibniz dabei ein; seiner *infima species*-Lehre zufolge bildet jedes Individuum eine eigene, unterste Art.

Die »Analyse« einer individuellen Substanz, von der Leibniz spricht, ist nicht mit einer Begriffsanalyse im modernen Sinne zu verwechseln. Leibniz meint mit »Analyse« die Ermittlung der tatsächlichen Eigenschaften der Substanz, also das Auffinden einer kontingenten Wahrheit, keiner begrifflichen. Gleichwohl spricht er von *Individualbegriffen* (*notions individuelles*). In den Begriff einer individuellen Substanz seien ihre Eigenschaften in gleicher Weise eingeschlossen wie die definierenden Merkmale in den Begriff des Kreises, nur ist für uns die Bestimmung der Eigenschaften im ersten Falle »in ungeheurem Maße verwickelter«, wie es in einem späten Fragment mit Blick auf den Begriff einer einzelnen Mücke heißt.<sup>7</sup> Der vollständige Begriff einer Substanz schließt bei Leibniz ausdrücklich ihre akzidentellen Eigenschaften ein. So umfaßt der Individualbegriff beispielsweise Alexanders des Großen alles, was dieser Person jemals zugestoßen ist, »und sogar Spuren von allem, was sich im Weltall ereignet, obwohl es nur Gott zukommt, alles dies wiederzuerkennen.«<sup>8</sup> Eine Analyse des vollständigen Begriffs des Alexander müßte mithin »ins Unendliche fortschreiten«<sup>9</sup>, weshalb der menschliche Verstand, dessen Fassungskraft begrenzt ist, diese Analyse nicht durchführen kann. Vollständige Individualbegriffe kennt

6 Leibniz, *Metaphysische Abhandlung*, a.a.O., § 8.

7 »[S]o ist offenbar die Begriffsbestimmung der Mücke, welche uns deren Aufbau klarstellen würde, in ungeheurem Maße verwickelter als die Begriffsbestimmung des Kreises. Und offenbar würden die betreffs der Mücke zu beweisenden Lehrsätze sehr reichlich sein, und mehr noch betreffs einer bestimmten Art der Mücken, ganz zu geschweigen betreffs der einzelnen Individuen [...].« G. W. Leibniz, *Apokatastasis panton* (Wiederherstellung aller Dinge) [Fragment, 1715], erstmals ediert in: Max Ertlinger, *Leibniz als Geschichtsphilosoph*, München 1921, 27–34, hier: 33 f.

8 Leibniz, *Metaphysische Abhandlung*, a.a.O., § 8.

9 G. W. Leibniz, *Specimen inventorum de admirandis naturae Generalis arcanis*, in: *Philosophische Schriften* (Hg. C. I. Gerhardt), Bd. VII, Leipzig 1931, 309. Vgl. auch den Brief an B. Des Bosses vom 14. 2. 1706: »Ideo singularia a mente creata perfecte explicari aut capi non possunt, quia infinitum involvunt« (*Philosophische Schriften* [Gerhardt], Bd. II, Berlin 1879); sowie *Neue Abhandlungen über den menschlichen Verstand*, III. Buch, Kap. 3, § 6.

allein Gott.<sup>10</sup> In der Sache bestreitet Leibniz somit die aristotelische Auffassung nicht. Auch ihm zufolge sind die einer Einzelsubstanz zukommenden Eigenschaften unendlich oder zumindest unbeschreiblich viele.

(c) Bei Kant findet sich der Topos von der unerschöpflichen Eigenschaftsfülle des Gegenstandes in den *Träumen eines Geistersehers*. Seinen Befund interpretiert der vorkritische Kant naturphilosophisch:

Denn es ist gewiß kein den Sinnen bekannter Gegenstand der Natur, von dem man sagen könnte, man habe ihn durch Beobachtung oder Vernunft jemals *erschöpft*, wenn es auch ein Wassertropfen, ein Sandkorn, oder etwas noch Einfacheres wäre; so unermesslich ist die Mannigfaltigkeit desjenigen, was die Natur in ihren geringsten Teilen einem so eingeschränkten Verstande, wie der menschliche ist, zur Auflösung darbietet.<sup>11</sup>

Den naturphilosophischen Gedanken einer unermesslichen Mannigfaltigkeit der Natur überführt Kant in der *Kritik der reinen Vernunft* in den »Grundsatz der *durchgängigen* Bestimmung« jedes Dinges. Diesem Grundsatz zufolge muß einem Gegenstand »von *allen möglichen* Prädikaten der Dinge, so fern sie mit ihren Gegenteilen verglichen werden, eines zukommen«. Kant stellt heraus, daß dieses Prinzip »nicht bloß auf dem Satze des Widerspruchs« beruhe, denn es betrachte ja, »außer dem Verhältnis zweier einander widerstreitender Prädikate, jedes Ding noch im Verhältnis auf die *gesamte Möglichkeit*, als den Inbegriff aller Prädikate der Dinge überhaupt«. Daß jedes Existierende durchgängig bestimmt ist, bedeute »nicht allein, daß von jedem Paare einander entgegengesetzter gegebenen, sondern auch von allen möglichen Prädikaten ihm immer eines zukomme«. <sup>12</sup> Der Grundsatz

will so viel sagen, als: um ein Ding vollständig zu erkennen, muß man alles Mögliche erkennen, und es dadurch, es sei bejahend oder verneinend, bestimmen. Die durchgängige Bestimmung ist folglich ein Begriff, den wir niemals in concreto seiner Totalität nach darstellen können [...].<sup>13</sup>

10 Für uns Sterbliche sind Individualbegriffe nicht angebar, »während Gott, der den individuellen Begriff oder die haecceitas Alexanders erkennt, darin zu gleicher Zeit die Grundlage und den Seinsgrund aller Prädikate erkennt, die man von ihm wahrhaft aussagen kann, wie zum Beispiel, daß er den Darius und den Porius besiegte, so weitgehend, daß er darin *apriori* (und nicht durch Erfahrung) erkennt, ob er eines natürlichen Todes oder durch Gift gestorben ist, was wir nur durch die Geschichte wissen.« Leibniz, *Metaphysische Abhandlung*, a.a.O., § 8, vgl. § 13.

11 Immanuel Kant, *Träume eines Geistersehers* (1766), Weischedel-Werkausgabe Bd. II, Frankfurt am Main 1968, 963 (= Akademie-Ausgabe Bd. II, 351).

12 Immanuel Kant, *Kritik der reinen Vernunft* (1781/7), Weischedel-Werkausgabe Bd. III/IV, Frankfurt am Main 1968, B 599-601/A 571-573 (= Akademie-Ausgabe Bd. III, 385-6).

13 Ebd., B 601/A 573 (AA III, 386).

Daß die durchgängige Bestimmung eines Dinges uns epistemisch nicht zugänglich sei, führt Kant also auf den Umstand zurück, daß »von allen möglichen Prädikaten ihm immer eines zukomme«. Dabei setzt er die Menge aller möglichen Prädikate, die einem Ding zukommen könnten, offenbar als unendlich oder als unbestimmt groß an.

## 2. Welche Entitäten sind deskriptiv unerschöpflich?

In erster Annäherung an das Phänomen der deskriptiven Unerschöpflichkeit läßt sich festhalten, daß konkrete Einzeldinge jedenfalls mehr Eigenschaften haben, als in einer gegebenen Beschreibung oder Kennzeichnung jeweils genannt werden.<sup>14</sup> Die Probe aufs Exempel ist schnell gemacht: Man zähle eine Stunde lang Eigenschaften eines gewöhnlichen Einzeldings auf; stets werden sich Eigenschaften finden lassen, die nicht genannt worden sind. Bevor man einen Gegenstand in allen seinen Einzelheiten erschöpfend beschrieben hat, ist der Beschreiber erschöpft – oder der Hörer. Einzeldinge haben *unbeschreiblich viele* Eigenschaften. Ob es wirklich *unendlich* viele sind, sei zunächst dahingestellt.

Bevor ich den Befund der deskriptiven Unerschöpflichkeit zu präzisieren versuche, möchte ich den Begriff des Einzeldings klären, auf den der Befund zutreffen soll. Es sind mit Einzeldingen hier raumzeitliche Gegenstände mit allen ihren faktischen Eigenschaften gemeint, nicht »thin« oder »bare particulars« im Sinne der angeblich eigenschaftslosen Träger von Prädikaten.<sup>15</sup> Ob der letztere Begriff überhaupt verständlich ist, ist umstritten. Verschiedene Philosophen haben die Frage gestellt, was denn von einer Einzelsubstanz übrigbleibe, wenn man alle ihre Eigenschaften abziehe. Auch Kant spricht im Anschluß an Locke davon, »daß uns an allen Substanzen das eigentliche Subject, nämlich das, was übrig bleibt, nachdem alle Accidenzen (als Prädicate) abgesondert worden, mithin das *Substantiale* selbst unbekannt sei.«<sup>16</sup> Der Versuchung, »das Substantiale selbst« als einen eigenschaftslosen Träger von Prädikaten zu verstehen, sollte man widerstehen. In der gebotenen Kürze: Einem Einzelding mithilfe eines Prädikats eine Eigenschaft »beizulegen« oder »zuzusprechen« heißt auszusagen, daß es sie besitzt. Man *verleiht* dem Ding die Eigenschaft durch das Prädizieren so wenig

14 »Beschreibung« und »Kennzeichnung« verwende ich hier unterterminologisch. Zu Russells Theorie der Kennzeichnungen, zur Einzigkeitsbedingung und zum Problem der unvollständigen Kennzeichnungen siehe unten, Abschn. 3.1.

15 Die Terminologie der »thick« und »thin« particulars geht auf Armstrong zurück. Vgl. David Armstrong, *A World of States of Affairs*, Cambridge 1997, 123-126.

16 Immanuel Kant, *Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können* (1783), Akademie-Ausgabe Bd. IV, Berlin 1903/11, § 46, 333.

wie man sie ihm *entzieht*, wenn man das Präzizieren bleiben läßt. Ein Gegenstand hat die Eigenschaften, die er eben hat, und wenn wir in unserer Rede von gewissen seiner Eigenschaften abstrahieren, ändert sich dadurch die Beschaffenheit des Gegenstands nicht. Abstrahieren ist eine mentale Operation, keine physische. Das Postulieren von »bare particulars«<sup>17</sup> im Sinne eigenschaftsloser Substrate ist daher treffend als »KleiderständermodeLL der Substanz« karikiert worden.

Möglicherweise beruht die Idee eines ungreifbaren, eigenschaftslosen Substrats auf der unglücklichen Grammatik des »Habens« oder »Besitzens« von Eigenschaften.<sup>18</sup> Wer etwas im bürgerlichen Sinne besitzt, der kann seinen Besitz auch verlieren. Demgegenüber ist ein Ding, das aller Eigenschaften verlustig ginge, nicht vorstellbar. Dinge besitzen ihre Eigenschaften in einem anderen Sinne als Menschen ihr Hab und Gut. Ein Habenichts hat keine weltlichen Güter, doch er hört nicht auf, Eigenschaften zu haben. Wenn es die Rede vom Haben von Eigenschaften ist, die das KleiderständermodeLL der Substanz befördert, steht als Ersatz die Formulierung zur Verfügung, daß jeder Gegenstand auf irgendeine Weise *beschaffen ist*. Kein Einzelding kann existieren, ohne irgendwie beschaffen zu sein. Das »Haben« einer Eigenschaft ist im Satzschema »a ist so und so beschaffen« durch die Kopula »ist« ersetzt.

Ein weiterer Grund für das Postulieren eigenschaftsloser Substrate könnte darin bestehen, daß der Unterschied zwischen Prädikaten und Eigenschaften übersehen wird. Der Ausdruck »Prädikat« ist bekanntlich doppeldeutig, sowohl *Prädikatausdrücke* als auch die präzidierten Eigenschaften werden so genannt. (Entsprechend doppeldeutig wird »Attribut« verwendet.) Wenn man den ontologischen Unterschied zwischen Prädikatausdruck und Eigenschaft übersieht, verwechselt man auch leicht das Abstrahieren mit dem physischen Entfernen. Um es zu wiederholen: Dadurch, daß man bei der Beschreibung eines Einzeldings ein Prädikat nicht aufführt, verliert das Ding die entsprechende Eigenschaft nicht.

Unter Einzeldingen sind hier also diejenigen Gegenstände verstanden, denen ihre tatsächlichen Eigenschaften inhärieren.<sup>19</sup> Deskriptiv unerschöpf-

17 Für »bare particulars« als Bestandteile von Einzeldingen optierte zum Beispiel Gustav Bergmann. Manchen Autoren zufolge ist ein »bare particular« keines, das keine Eigenschaften hätte, sondern das keine seiner Eigenschaften *wesentlich* besitzt (vgl. z.B. Michael Loux, *Substance and Attribute*, Dordrecht 1978).

18 Anscombe kritisiert in diesem Sinne die »idea that what has predicates must be something without predicates just because it is what has predicates«. G. E. M. Anscombe, »Symposium: The Principle of Individuation«, *Proceedings of the Aristotelian Society*, Suppl. 27 (1953), 83-96, hier: 83 f.

19 Armstrongs Ausdruck »thick particular« benutze ich nicht, weil Armstrong die relationalen Eigenschaften eines Gegenstands aus diesem Begriff ausschließt.

lich sind die *konkreten, raumzeitlichen Einzeldinge* – in demjenigen philosophischen Sinne von »Einzelding«, der neben den materiellen Körpern auch Lebewesen, Ereignisse und Prozesse umfaßt. Einzeldinge in diesem weiten Sinne sind materielle Inhalte vierdimensionaler Raumzeitgebiete, also das, was Quine »physical objects« nennt. Weitere Unterscheidungen innerhalb dieser Kategorie, etwa die zwischen Dingen (*continuants*) und Ereignissen (*occurrents*), sind für die Unerschöpflichkeitsthese nicht von Belang. Auch Ereignisse haben unbeschreiblich viele Eigenschaften, sie sind, in den Worten Wolfgang Spohns, »kleine unerschöpfliche Ausschnitte aus unserer einen großen unerschöpflichen wirklichen Welt«.<sup>20</sup>

Hingegen hatte Goethe mit seiner Sentenz »individuum est ineffabile« nur diejenigen Einzeldinge im Sinn, die auch Nichtphilosophen »Individuen« nennen, nämlich Personen. Auf den Topos der Unaussprechlichkeit des Individuellen werde ich unten noch zurückkommen. Dafür, ihn bevorzugt auf Menschen oder Personen anzuwenden, gibt es gute Gründe, die für den gegenwärtigen Zusammenhang indes nicht von Belang sind. Personen sind eine besondere Art von Einzeldingen, aber darin, Konkreta in Raum und Zeit zu sein, unterscheiden sie sich von anderen Einzeldingen nicht. Menschen kommen neben physischen Eigenschaften auch mentale, soziale und kulturelle Eigenschaften und Fähigkeiten zu, die unbelebte Dinge nicht haben. Für den bloßen Umstand, daß konkrete Einzeldinge qua Einzeldinge unendlich oder zumindest unbeschreiblich viele Eigenschaften aufweisen, ist die Art der Eigenschaften aber nicht von Belang.

Deskriptiv unerschöpflich im hier verhandelten Sinne sind konkrete Einzeldinge jedweder Art, nicht hingegen *abstrakte* Gegenstände. Nichtphysische, nicht in Raum und Zeit befindliche Entitäten sind begrifflich individuiert, so daß ihre Eigenschaften für den kompetenten Sprecher keine Überraschungen bieten sollten.<sup>21</sup> Dagegen läßt sich einwenden, daß auch abstrakte Gegenstände, etwa die Zahl Zwei, unbekannte Eigenschaften haben, die nach und nach von Mathematikern entdeckt werden.<sup>22</sup> Nun behaupte ich nicht, daß jeder kompetente Verwender des Zahlworts »Zwei« alle mathematischen Eigenschaften der Zahl Zwei kennt. (Wenn er sie kennen müßte, gäbe es kaum kompetente »Zwei«-Verwender. Bis zu welchem

20 Spohn gibt folgendes Beispiel: »An jenem Gewitter über München gibt es unendlich viel zu beschreiben: wann es aufzog und sich wieder verzog, wie oft es blitzte, welcher Regentropfen auf welcher Bahn niederging, daß es einen Baum entwurzelte und 57 Keller füllte, und so weiter. Durch nichts ist garantiert, daß eine fest gegebene Sprache ausreicht, um alles, was es an dem Gewitter zu beschreiben gibt, zu beschreiben«. Wolfgang Spohn, *Eine Theorie der Kausalität* (unveröffentlichte Habilitationsschrift), München 1983, 172.

21 Zur rein begrifflichen Identifizierbarkeit als Kriterium der Abstraktheit siehe Wolfgang Künne, *Abstrakte Gegenstände*, Frankfurt am Main 1983, 84-95.

22 So hat mir Dagfinn Føllesdal entgegengehalten.

Punkt der Erwerb mathematischen Wissens noch unsere *Sprachkompetenz* hinsichtlich der Zahlwörter vergrößert, ist nicht leicht zu entscheiden.) Es ist indes zweifelhaft, ob die Zahl Zwei *unbestimmt viele* Eigenschaften besitzt. Wenn sie qua abstrakter Gegenstand begrifflich individuiert ist, sollten durch ihren Begriff und die Axiome der Zahlentheorie ihre Eigenschaften ein für allemal festliegen, ob wir sie nun kennen oder nicht.<sup>23</sup>

Diejenige deskriptive Unerschöpflichkeit, von der ich spreche, ist auf Konkreta beschränkt, denn sie hat ihren Grund, wie wir unten sehen werden, in der physischen Feinstruktur der konkreten Welt. Abstrakte Gegenstände mögen unbekannte Eigenschaften haben, aber deren Unüberschaubarkeit hat andere Gründe und wirft andere Probleme auf als die hier verhandelten.

### 3. Die Menge der Eigenschaften eines Einzeldings

#### 3.1 Einzeldinge haben stets ungenannte Eigenschaften.

Im folgenden möchte ich den Befund der deskriptiven Unerschöpflichkeit präzisieren und ausdifferenzieren. Bisher habe ich angeführt, daß ein auf bestimmte Weise sprachlich gekennzeichnete Gegenstand stets noch ungenannte Eigenschaften besitzt. Gewöhnliche Benennungen, Kennzeichnungen oder Beschreibungen von Gegenständen sind *unvollständig*, insofern wir noch mit anderen Prädikaten Wahres über den Gegenstand sagen könnten als mit den jeweils verwendeten. Diese Unvollständigkeit ist von derjenigen zu unterscheiden, die bei sogenannten »unvollständigen Kennzeichnungen« vorliegt. Als »incomplete descriptions« oder »indefinite descriptions«<sup>24</sup> werden Kennzeichnungen wie »The table« in Sätzen wie »The table is covered with books« bezeichnet. Unvollständig sind solche Kennzeichnungen nicht, weil sie faktisch vorhandene Eigenschaften unbeschrieben lassen, sondern weil noch andere als der jeweils gemeinte Gegenstand ihren prädikativen Teil erfüllen. Bei Russells »definite descriptions« soll dies ausgeschlossen sein, denn diese sollen ja den Gegenstand durch Eigenschaften derart kennzeich-

23 Ein weiterer Einwand könnte lauten, daß abstrakte Gegenstände akzidentelle relationale Eigenschaften haben können, vermittelt derer sie an der deskriptiven Unerschöpflichkeit der Konkreta partizipieren. Zum Beispiel könnte die Zahl Sieben die Eigenschaft haben, Inhalt eines Gedankens von Fritz zu sein. Ich neige dazu, solche Eigenschaften auszuschließen, kann dafür hier aber nicht argumentieren.

24 In der Literatur finden sich auch die Bezeichnungen »indefinite definite descriptions« und »improper (definite) descriptions«. Zur Terminologie vgl. Michael Oliva Córdoba, *Sinn und Unvollständigkeit*, Paderborn 2002, 14, Fn. 1.

nen, daß die Kennzeichnung genau von einem Gegenstand erfüllt wird. Der Kennzeichnungsausdruck »der Mann, der die Eigenschaften F und G hat« wird als gleichbedeutend aufgefaßt mit »der *einzig* Mann, der die Eigenschaften F und G hat«. Russell sah die Einzigkeitsbehauptung als in einer bestimmten Kennzeichnung schon enthalten an.

Als Methode der Wahl, die Eindeutigkeit einer Bezugnahme und die Einzigkeit des Bezugsgegenstands sicherzustellen, kann das Anhäufen von Prädikaten gelten, bis faktisch nur noch ein Gegenstand alle Prädikate erfüllt. Indes wenden Sprecher diese Methode selten an. In der Regel beziehen wir uns sprachlich auf Gegenstände, ohne ihre Eigenschaften vollständig oder auch nur bis zur faktischen Eindeutigkeit aufzuführen. Wir verzichten also auf beide erwähnte Arten von Vollständigkeit. Gleichwohl gelingt es uns häufig, Gegenstände für den Hörer zu *individuierten*, d.h. sie derart sprachlich zu charakterisieren, daß der Hörer erkennen kann, welcher Gegenstand gemeint ist.<sup>25</sup> Da uns eine solche Individuation manchmal gelingt, muß sie auch möglich sein. Wir verwenden dabei unvollständige Kennzeichnungen wie »der blaue Tisch« unbekümmert der Tatsache, daß es noch viele andere blaue Tische gibt. Diese anderen haben wir eben nicht *gemeint*.<sup>26</sup> Ist das Ziel gefährdet, den Sprecher den gemeinten Gegenstand erkennen zu lassen, so ist das Mittel der Wahl die raumzeitliche Lokalisierung, vorzugsweise *demonstrativer* Art. Demonstrative Kennzeichnungen der Art »dieser Tisch« stellen gemeinsam mit der sie begleitenden Zeigegeste Einzigkeit sicher, denn wenn sich an der bezeichneten Stelle ein Tisch befindet, ist aufgrund der raumzeitlichen Identitätsbedingung für materielle Körper ausgeschlossen, daß sich an derselben Stelle ein zweiter Tisch befindet.<sup>27</sup> Daß es an anderer Stelle noch Tische gibt, ist für die Eindeutigkeit einer *demonstrativen* Kennzeichnung irrelevant. Ist die Aufmerksamkeit von Sprecher und Hörer ohnehin schon auf den fraglichen Tisch gerichtet, kann das Demonstrativum »dieser« auch zu »der« abgeschwächt werden, so daß der Unterschied zu unvollständigen Kennzeichnungen an der sprachlichen Oberfläche verschimmt.<sup>28</sup> Ohnehin ist fraglich, ob die »uniqueness« einer Kennzeich-

25 Die Komplikation, daß ein Sprecher einen Gegenstand zunächst für sich selbst individualisieren muß, ehe er ihn für den Hörer eindeutig bezeichnen kann, übergehe ich hier.

26 Ebenso gehen wir mit mehrfach vergebenen Eigennamen um, die ja ein analoges Problem aufwerfen wie unvollständige Kennzeichnungen. Wenn Ben »Ben liebt Anna« in die Baumrinde ritzt, *meint* er gewöhnlich nicht alle Bens und alle Annas dieser Welt.

27 Deshalb können demonstrative Kennzeichnungen auch als »definite descriptions« im Sinne von Russell zählen.

28 Quine nennt singular verwendete Kennzeichnungen wie »the river«, in denen das Demonstrativpronomen zum bestimmten Artikel abgeschwächt wurde, »degenerate demonstrative singular terms« oder »singular descriptions«. W.v.O. Quine, *Word and Object*, Cambridge, Mass. 1960, 102. Schon Russell bemerkt, daß der bestimmte Artikel häufig die Einzig-

nung – und damit die Unterscheidung zwischen vollständigen und unvollständigen Kennzeichnungen – in der Semantik gut aufgehoben ist, oder ob sie nicht eher in die Pragmatik von Sprechhandlungen gehört. Das Anhäufen von Prädikaten bis zur faktischen Eindeutigkeit ist ein unübliches Verfahren, und Einzigkeit ist häufiger eine *Unterstellung* von Sprechern als eine Leistung von Prädikaten.<sup>29</sup> Bei *demonstrativen* Kennzeichnungen läßt sich Eindeutigkeit auch *gewährleisten*, da hier die raumzeitliche Identitätsbedingung für materielle Körper ausgebeutet werden kann.

Man sieht nun, daß die deskriptive Unerschöpflichkeit der Einzeldinge nicht unmittelbar mit dem Problem zusammenhängt, eine Bezugnahme oder eine Kennzeichnung eindeutig zu machen. Dies wäre nur dann der Fall, wenn das Herstellen von Eindeutigkeit das vollständige Aufführen von Eigenschaften erforderte. Tatsächlich hat ein konkretes Einzelding jeweils noch andere Eigenschaften als diejenigen, über die es in einer Kennzeichnung herausgegriffen wird, ob diese nun »bestimmt« oder »unvollständig« ist. Es bleiben stets faktisch vorhandene Eigenschaften unbeschrieben; dies kann man das *Vollständigkeitsproblem* nennen. Zum anderen haben häufig noch weitere Gegenstände die prädierten Eigenschaften, so daß die Kennzeichnung, auch wenn Eindeutigkeit intendiert ist, ihrem deskriptiven Gehalt nach noch auf numerisch verschiedene Gegenstände zutrifft; dies ist das *Einzigkeits- oder Eindeutigkeitsproblem*.

Zusammenfassend: Auch wenn konkrete Einzeldinge, wie Aristoteles sagt, nicht definierbar sind, so sind sie doch individuierbar. Um einen Gegenstand als einzelnen herauszugreifen und dem Hörer zu bezeichnen, welcher gemeint ist, muß der Sprecher den Gegenstand nicht erschöpfend charakterisieren. Gestattet er sich demonstrative Mittel, kann er die Kennzeichnung sogar semantisch eindeutig machen, also die Einzigkeit des Bezugsgegenstands sprachlich gewährleisten.<sup>30</sup> Damit schließt er aus, daß noch andere Gegenstände die Kennzeichnung erfüllen, nicht hingegen, daß der gekennzeichnete Gegenstand noch weitere, ungenannte Eigenschaften

keitsannahme mit sich führt und sich mithin als das natürlichsprachliche Äquivalent des Kennzeichnungsoperators auffassen läßt: »Now *the*, when it is strictly used, involves uniqueness.« Bertrand Russell, »On Denoting«, *Mind* 14 (1905), 479-493, hier: 481. Ähnlich bemerkt Frege, daß »der bestimmte Artikel den Anspruch erhebt, auf einen bestimmten Gegenstand hinzuweisen«. Gottlob Frege, *Die Grundlagen der Arithmetik*, Breslau 1884, § 74 Anm. – Zur Schwierigkeit, den bestimmten Artikel vom Demonstrativedeterminator zu unterscheiden, mit dem er manchmal orthographisch zusammenfällt, siehe Córdoba, *Sinn und Unvollständigkeit*, a.a.O., 97 ff.

<sup>29</sup> Dies ist auch der Tenor der Studie von Córdoba, *Sinn und Unvollständigkeit*, a.a.O.

<sup>30</sup> Versteht man »Individuieren« so, daß man dazu etwas über einen Gegenstand sagen muß, was allein auf ihn zutrifft, so wird ein konkretes Einzelding durch eine demonstrative Kennzeichnung (Demonstrativum + Sortalprädikat + Zeigegeste) individuiert.

hat. Er löst also das Einzigkeitsproblem, ohne deskriptive Vollständigkeit zu erreichen.

### 3.2 Auch die genannten Eigenschaften sind spezifischer instantiiert als die Prädikate es erkennen lassen.

Daß Einzeldinge stets ungenannte Eigenschaften haben, ist keine sonderlich aufregende Einsicht, und ich werde mich nicht länger mit ihr aufhalten. Ein zweiter Grund für die deskriptive Unerschöpflichkeit der Einzeldinge besteht darin, daß auch diejenigen Eigenschaften, über die ein Ding in einer Beschreibung jeweils herausgegriffen wird, oftmals spezifischer instantiiert sind, als die Prädikate dies erkennen lassen. Wird ein Gegenstand zutreffend als »roter, zehn Kilogramm schwerer Holzstuhl« beschrieben, so ist damit nichts darüber gesagt, um welches Rot es sich handelt, wieviel der Stuhl in Gramm wiegt und aus welchem Holz er besteht. Die verwendeten Prädikate treffen wörtlich auf den Gegenstand zu, aber sie lassen eine gewisse Bandbreite von Erfüllungen zu. Innerhalb dieser Bandbreite könnte der Gegenstand geringfügig anders beschaffen sein und würde immer noch wörtlich die gleiche nichtdemonstrative Beschreibung erfüllen.<sup>31</sup>

Freilich lassen sich Präzisierungen nach Bedarf nachreichen. Im Zuge der Präzisierung einer Beschreibung wird sich die Bandbreite der möglichen Erfüllungsgegenstände verringern. Doch stößt das Nachreichen von Details früher oder später auf das Problem, daß Einzeldinge an jeder noch so kleinen Stelle irgendwie beschaffen sind. Man kann diesen Umstand so ausdrücken, daß sie *dicht* mit physischen Eigenschaften besetzt sind: Viele Eigenschaften sind in einer solchen Weise instantiiert, daß sowohl räumlich als auch zeitlich zwischen je zwei Eigenschaftsinstanzen eine dritte liegt. Diese dichte Besetzung mit Eigenschaften läßt sich durch ein Beispiel illustrieren: Ein Stuhl sei rot lackiert, dann hat sein Lack an jeder Stelle eine bestimmte Stärke. Wir können an vielen Meßpunkten die Schichtstärke bestimmen, doch dann bliebe immer noch die Frage offen, wie stark die Schicht zwischen den Meßpunkten ist. Irgendeinen Wert wird sie an jeder Stelle haben. Wir überprüfen aber nicht jede Stelle auf die fragliche Beschaffenheit, sondern geben uns mit der Angabe eines Durchschnittswerts zufrieden. Tatsächlich sind die physischen Eigenschaften auf dem Tisch räumlich dichter angeordnet, als unsere Angabe erkennen läßt.

<sup>31</sup> Demonstrative Kennzeichnungen lasse ich im folgenden außer Betracht. Von »Beschreibungen« statt von »Kennzeichnungen« spreche ich, wo keine Verpflichtung auf die Russell'sche Einzigkeitsannahme intendiert ist.

Analoges gilt für den zeitlichen Verlauf. Auch Eigenschaftsveränderungen, die wir als diskontinuierliche wahrnehmen und beschreiben, wie das plötzliche Umschlagen der Farbe der chemischen Lösung in einem Reagenzglas, verlaufen tatsächlich nicht sprunghaft. Hält man den Vorgang mit einer Hochgeschwindigkeitskamera fest, die tausend Bilder in der Sekunde belichtet, so ist auf jedem dieser Bilder etwas anderes zu sehen. Dabei können wir dahingestellt sein lassen, ob das Kontinuitätsprinzip *ad infinitum* gilt. Vielleicht macht die Natur im subatomaren Bereich doch Sprünge; entscheidend ist, daß das zeitliche Auflösungsvermögen unseres Sehapparates jedenfalls nicht den Standard dafür abgibt, in welcher Quantelung sich Veränderungen tatsächlich vollziehen mögen. Ein Film muß mit etwa zwanzig Bildern per Sekunde laufen, damit es nicht mehr ruckelt – nicht mehr *merklich* ruckelt; metaphysisch ruckelt es auch bei tausend Bildern noch. Glücklicherweise besteht die Wirklichkeit nicht aus Bildern, sondern aus sich selbst. Die kontinuierlichen Verläufe in der wirklichen Welt richten sich nicht danach, zu wie fein aufgelösten Wahrnehmungen oder sprachlichen Repräsentationen menschliche Erkenntnissubjekte in der Lage sein mögen.

Prädizierte Eigenschaften können also sowohl in qualitativer als auch in quantitativer Hinsicht spezifischer instantiiert sein, als die Prädikate es erkennen lassen. Das Prädikat »rot« läßt nicht erkennen, um welches Rot es sich handelt, physikalische Meßwerte können die genaue räumliche und zeitliche Verteilung der fraglichen physikalischen Größe auf dem Gegenstand oder Ereignis unterbestimmt lassen.

### 3.3 Einzeldinge sind nicht erst deskriptiv, sondern schon perzeptiv unerschöpflich.

Selbst wenn die deskriptive Unerschöpflichkeit der Einzeldinge also keinen anderen Grund hätte, so hätte sie doch jedenfalls den Grund, daß materielle Dinge und Ereignisse eine *detailliertere physische Beschaffenheit* aufweisen als sich unserer sinnlichen Wahrnehmung und unseren Messungen, die ja einen physiologisch bzw. technisch limitierten Auflösungsgrad haben, jeweils erschließt. Einzeldinge sind nicht erst deskriptiv unerschöpflich, sie sind es schon *perzeptiv*: Sie haben stets Eigenschaften, die aktuell nicht wahrgenommen werden, und einige davon *können* mit den unbewaffneten Sinnen nicht wahrgenommen werden.

Dieser Umstand wirft die Frage auf, wie sich deskriptive und perzeptive Unerschöpflichkeit zueinander verhalten. Hier ist zunächst der Umstand hervorzuheben, daß wir in Wahrnehmungssituationen beispielsweise mehr Farbnuancen und Tonhöhen unterscheiden können als wir begrifflich abspeichern und später als solche wiederidentifizieren können. Unser Wahr-

nehmungsgedächtnis scheint zu schwach zu sein, als daß alle perzeptiv unterscheidbaren Nuancen in unseren Begriffsspeicher eingehen könnten. Wir besitzen, wie die Phänomenologin Diana Raffman sagt, »keine Typ-identifizierenden mentalen Begriffe, die unseren bestimmten Wahrnehmungszuständen entsprechen.«<sup>32</sup> Und das ist auch gut so: Es wäre eine kognitive Überforderung, vom *Begriff* zum Beispiel eines Hundegebells diejenige Informationsdichte zu erwarten, die die *Wahrnehmung* eines bestimmten Hundegebells aufweist. Mit der begrifflichen Repräsentation eines Wahrnehmungsinhalts ist stets ein Informationsverlust verbunden. Begriffe dienen, so könnte man sagen, gerade der Reduktion sowohl der ontischen Dichte der Gegenstände als auch der phänomenalen Dichte aktueller Wahrnehmungsinhalte. Mithilfe von Begriffen abstrahieren wir von tatsächlich vorhandenen Details.<sup>33</sup>

Das Verhältnis von deskriptiver und perzeptiver Unerschöpflichkeit ist also das einer *Stufung*. Schon die Wahrnehmung schöpft die Eigenschaftsfülle eines Gegenstandes nicht aus, während Beschreibungen zusätzlich hinter dem Detailreichtum aktueller Wahrnehmungsinhalte zurückbleiben.

## 4. Der Einwand aus der endlichen Zahl der Prädikate

Kant hatte seinen »Grundsatz der durchgängigen Bestimmung« so erläutert, daß jedem Gegenstand »von allen *möglichen* Prädikaten immer eines zukomme«. Nun ist, wie oben bereits bemerkt, die philosophische Rede von Prädikaten doppeldeutig; es können sowohl die Prädikatausdrücke als auch die prädizierten Eigenschaften gemeint sein. Im ersten Falle bestünde die Menge aller möglichen Prädikate in der Gesamtmenge der generellen Terme einer Sprache oder aller Sprachen. Daß gegebene Beschreibungen eines Einzeldinges stets vorhandene Eigenschaften unbeschrieben lassen, läge dann unter Annahme von Kants Grundsatz der durchgängigen Bestimmung daran, daß irgendwelche Prädikatausdrücke noch nicht auf ihr Zutreffen überprüft wären.

32 Diana Raffman, »Über die Beharrlichkeit der Phänomenologie«, in: Thomas Metzinger (Hg.), *Bewußtsein*, Paderborn 1995, 349-366, hier: 355. Vgl. auch Michael Tye, *Ten Problems of Consciousness. A Representational Theory of the Phenomenal Mind*, Cambridge, Mass. 1995, 66 und 139. Und Gareth Evans fragt: »Do we really understand the proposal that we have as many colour concepts as there are shades of colour that we can sensibly discriminate?« Nicht, »unless those concepts are assumed to be endlessly fine-grained; and does this make sense?« Gareth Evans, *The Varieties of Reference*, Oxford/New York 1982, 229.

33 Noch gröber aufgelöst als aktuelle Wahrnehmungsinhalte sind Erinnerungen und Vorstellungen.

Nun geht die These der deskriptiven Unerschöpflichkeit über die Behauptung der faktischen Unerschöpftheit hinaus. Daß in gegebenen Beschreibungen stets Eigenschaften unbeschrieben bleiben, ist eines, daß ein Gegenstand *unendlich* viele Eigenschaften besitze, ein anderes. Ein Einwand gegen die letztere Auffassung könnte lauten, daß eine gegebene Sprache doch nur eine finite Anzahl von Prädikaten enthalte, und daß ein Gegenstand schwerlich mehr Eigenschaften haben könne, als ihm in einer Sprache wahrheitsgemäß zusprechbar sind. Diese Zahl ist groß, aber sie sollte doch endlich sein.

Diesem Einwand aus der endlichen Zahl der Prädikatausdrücke ist vieles entgegenzuhalten. Aristoteles und Leibniz sprechen in der Tat von »unendlich« vielen Akzidenzien. Hier ist vernünftigerweise anzunehmen, daß eine *potentielle* Unendlichkeit gemeint ist, keine aktuale. Diese Annahme paßt gut zu dem Umstand, daß die Unendlichkeit der Eigenschaften von beiden Philosophen durch ihre Nichtaufzählbarkeit erläutert wird. Aristoteles verwirft ja den Begriff einer aktualen Unendlichkeit überhaupt (*Physik* III, 4-8). Die Aufzählung von Eigenschaften müßte, in Kantischer Diktion, *ad indefinitum* fortschreiten, nicht *ad infinitum*. Kant würde hinzufügen, daß die Annahme einer gegebenen Gesamtheit unendlich vieler Eigenschaften den Bereich möglicher Erfahrung überschritte.

Zum zweiten wäre dem finitistischen Einwand entgegenzuhalten, daß die potentielle Unendlichkeit der Eigenschaften oder Beschreibungsmöglichkeiten, frei nach Chomsky und Humboldt, auf die *kombinatorischen* Möglichkeiten der Sprache zurückgehen könnte, nicht auf die Anzahl der verfügbaren Prädikate. Wir können, so Humboldt, von den endlichen Mitteln der Sprache einen unendlichen Gebrauch machen.

Doch ich möchte noch einen Schritt weitergehen. Die Idee einer *Zählung* von Eigenschaften eines Gegenstands ist überhaupt fragwürdig. Was sich zählen läßt, sind Prädikate, also eigenschaftsbezeichnende Ausdrücke. Ob sich aus der Endlichkeit einer Prädikatenmenge etwas über die Menge der tatsächlich instantiierten Eigenschaften folgern läßt, ist alles andere als klar.

Zunächst ist festzuhalten, daß die Eigenschaften eines Gegenstandes *als solche* nicht zählbar sind. »Eigenschaft« ist kein Sortalausdruck, mithin stellt das Wort kein Zählkriterium bereit. Nun könnte der Finitist die Auffassung vertreten, ein Gegenstand besitze just so viele Eigenschaften, wie Prädikate auf ihn zutreffen, bzw. – um naheliegenden Einwänden vorzubeugen –, wie nichtsynonyme Prädikate auf ihn zutreffen. Um weiteren Einwänden vorzubeugen, könnte er den Vorschlag dahingehend spezifizieren, daß doch zumindest die *intrinsischen* Eigenschaften eines Gegenstandes, also die nicht-relationalen, endlich viele sein sollten, durch welche Art von Prädikat

sie auch immer bezeichnet werden.<sup>34</sup> Nun ist aber erstens zweifelhaft, ob die Unterscheidung zwischen intrinsischen und relationalen Eigenschaften trennscharf getroffen werden kann. Bisher scheint es niemandem gelungen zu sein. Zum zweiten wäre ein Grund dafür anzugeben, warum man die relationalen Eigenschaften denn vernachlässigen darf. Ein Grund könnte sein, daß die relationalen Eigenschaften eines Gegenstandes auf seine intrinsischen *supervenieren*.<sup>35</sup> Leider läßt sich von vielen relationalen Eigenschaften, die dies angeblich tun, zeigen, daß sie nicht auf die intrinsischen Eigenschaften des fraglichen Gegenstandes oder der in der betreffenden Relation stehenden Gegenstände supervenieren, sondern erst auf die Eigenschaften einer viel größeren Menge. Wenn aber relationale Eigenschaften, oder einige von ihnen, auf derart holistische Weise instantiiert sind, bringt der Supervenienzgedanke das Projekt der Eigenschaftszählung keinen Schritt weiter.

Die Annahme, ein Gegenstand besitze eben so viele Eigenschaften, wie Prädikate (welcher Art auch immer) auf ihn zutreffen, wirft noch weitere Probleme auf. Damit die Annahme einen bestimmaren Gehalt hat, müßte man die zutreffenden Prädikate nicht nur einer Sprache, sondern die aller Sprachen zusammenzählen und hoffen, daß man dabei auf eine bestimmte Obergrenze stößt. An dieser Stelle stellen sich zahllose neue Fragen. Wie man Sprachen voneinander abgrenzt und zählt, ist seinerseits unklar. Und welche Menge ist eigentlich mit »alle Sprachen« gemeint? Alle gegenwärtig gesprochenen natürlichen Sprachen? Zusätzlich die untergegangenen Sprachen? Warum sollte man die zukünftigen ausschließen? Wie verhält es sich mit den bloß möglichen Sprachen, die aus kontingenten Gründen niemals gesprochen werden? Und wie zählen Fachsprachen, Soziolekte, Idiolekte?

Allgemein ist nicht zu sehen, aus welchem Grund man bei der Ermittlung der Eigenschaften eines Gegenstands die Beschränkung auf die Ressourcen irgendeiner gegebenen Sprache, eines historischen Sprachstands einer Sprache oder einer gegebenen Menge von Sprachen akzeptieren sollte. Ebenso wenig ist zu sehen, warum es zu jeder Eigenschaft ein sie bezeichnendes Prädikat geben müßte.<sup>36</sup> Die tatsächliche Beschaffenheit eines Ge-

34 Wittgenstein sagt im *Tractatus*: »Um einen Gegenstand zu kennen, muß ich zwar nicht seine externen – aber ich muß alle seine internen Eigenschaften kennen.« Ludwig Wittgenstein, *Tractatus logico-philosophicus*, Schriften Bd. 1, Frankfurt am Main 1960, Satz 2.01231. Interne Eigenschaften sind bei Wittgenstein indes nicht dasselbe wie intrinsische, vgl. dazu Satz 4.122-4.1252.

35 Genauer: daß sie »supervene upon those states of affairs where the particular in question has a relation to another particular«. David Armstrong, *A World of States of Affairs*, a.a.O., 124, vgl. 92 f.

36 Umgekehrt bezeichnet möglicherweise nicht jedes Prädikat eine Eigenschaft. Der Finitist könnte deshalb weiter vorschlagen, nur die »echten« oder »realen« Eigenschaften eines Gegenstands zu berücksichtigen, im Unterschied zu den »formalen« oder »logischen«. Eine klare Erläuterung dieses Unterschieds wäre mitzuliefern.



genstandes hängt schlicht nicht davon ab, welche Prädikatausdrücke für ihre Beschreibung zur Verfügung stehen. Dieser Befund läßt sich auch mithilfe des Wahrheitsbegriffs reformulieren: Welche wahren Propositionen über einen Gegenstand es gibt, hängt nicht davon ab, über welche Begriffe Menschen verfügen und welche Sätze Menschen irgendwann äußern. Es hängt, so Wolfgang Künne, nicht einmal davon ab, ob die Propositionen überhaupt in einer menschlichen Sprache ausgedrückt werden können. So könnten Alpha-Zentaurier mit überlegenen Unterscheidungs- und Wahrnehmungsfähigkeiten Urteile fällen, die Menschenwesen auf immer unverstänlich bleiben, und die doch Wahrheiten ausdrücken. Die gegenteilige Auffassung, daß nämlich »every truth-candidate is expressible in a language which humans could come to be able to understand«, kritisiert Künne als *alethischen Speziezismus*.<sup>37</sup>

Nun ist aber ohne den Bezug auf eine Sprache oder auf die Menge aller Sprachen nicht zu sehen, welche Prädikatenmenge Kant mit »allen möglichen Prädikaten« im Sinn hat, durch die ein Gegenstand »durchgängig bestimmt« werde. Wenn Kant hingegen Prädikatausdrücke meint, so läßt seine durchgängige Bestimmung die Möglichkeit offen, daß noch etwas an ihm unbestimmt geblieben ist, nämlich diejenigen Eigenschaften, für die die gewählte Sprache keine Worte hat.

Ich behaupte also, daß die Anzahl der Prädikatausdrücke einer Sprache für die Unerschöpflichkeitsthese, wie sie hier verstanden wird, irrelevant ist. Der Einwand aus der endlichen Zahl der Prädikate ist deshalb hinfällig. Schon das Beispiel des dicht mit Eigenschaften besetzten Stuhles sollte dies deutlich gemacht haben. Die dichte Besetzung mit Eigenschaften beruht ja nicht auf Annahmen über die Zahl der generellen Terme einer Sprache oder der Universalien einer Ontologie. Dicht angeordnet und schon deshalb nicht zählbar sind die Eigenschaftsinstanzen. Dies gilt sowohl für das synchrone Besetztsein mit Eigenschaften wie für deren diachronen Wechsel. Der Tisch ist an jeder noch so kleinen Raum- und Zeitstelle auf irgendeine Weise beschaffen, und insofern der Tisch kontinuierlich teilbar ist und jeder seiner Teile möglicherweise anders beschaffen ist, verlaufen auch die Eigenschaften oder physikalischen Größen räumlich und zeitlich kontinuierlich ineinander. Diese Kontinuität kann durch das Zuschreiben diskreter Eigenschaften verdeckt, nicht aber aufgehoben werden.

Die tatsächliche Beschaffenheit eines Gegenstandes mag dem *Inbegriff seiner Eigenschaften* entsprechen, aber da sich dieser Inbegriff nicht in eine bestimmbare Menge von Eigenschaftsinstanzen übersetzen läßt, gibt es hier auch nichts zu zählen. Deshalb tangiert der Einwand aus der endlichen Zahl

<sup>37</sup> Wolfgang Künne, *Conceptions of Truth*, Oxford 2003, 323-4, vgl. 244-8.

der Prädikate die These der deskriptiven Unerschöpflichkeit nicht. Daß gegebene Beschreibungen eines Einzeldinges stets vorhandene Eigenschaften unbeschrieben lassen, liegt an der konkreten Beschaffenheit des Dinges selbst, an seiner physischen Feinstruktur. Seine Eigenschaftsfülle dadurch zu erläutern, daß stets irgendwelche Ausdrücke noch nicht auf ihr Zutreffen überprüft sind, stellte den Sachverhalt auf den Kopf.

So hat die Berufung des vorkritischen Kant auf die »unermeßliche Mannigfaltigkeit der Natur« doch einen guten Grund. Eine nähere Begründung der Unerschöpflichkeitsthese wird am Ende auf naturphilosophische und physikalische Erörterungen hinauslaufen müssen. Eigenschaftsinstanzen sind ja nicht in jeder möglichen Welt räumlich und zeitlich dicht angeordnet. Eine diskontinuierliche Klötzchenwelt, wie sie dem naturphilosophischen Atomismus vorschwebt, würde auch den *logischen* Atomismus plausibler machen, als er in unserer Welt ist. Eine Welt, in der der logische Atomismus wahr wäre, ist *ex hypothesi* durch die Gesamtheit der wahren Elementaraussagen vollständig beschrieben. Ihre Gegenstände wären nicht deskriptiv unerschöpflich.

### 5. Drei hoffentlich klärende Begriffe: Auflösungsgrad, Leerstellen und ontische Dichte

Um den Befund der deskriptiven Unerschöpflichkeit der Einzeldinge näher zu erläutern und zu sichern, möchte ich drei zusätzliche Begriffe ins Spiel bringen: den *Auflösungsgrad* von Prädikaten, die *Leerstellen* von Beschreibungen und die *ontische Dichte* der physischen Welt.

(a) »Auflösung« ist ein Begriff aus der Optik. Das Auflösungsvermögen eines optischen Gerätes, und auch die des Auges, ist als Maß für die Fähigkeit definiert, zwei nahe beieinander liegende Objektpunkte als unterscheidbare Bildpunkte abzubilden. So löst eine Digitalkamera eine bestimmte Anzahl von Bildpunkten auf, beispielsweise fünf Millionen, feinere Strukturen im Objektbereich kann sie nicht darstellen. Die Grenzen ihrer Auflösung sind die Grenzen ihrer Welt.

Damit der Begriff der Auflösung auch auf die Darstellungsleistung der Sprache anwendbar ist, bedarf er der Verallgemeinerung. Das Auflösungsvermögen kann man als eine *Eigenschaft eines Darstellungsmittels* ansehen, beispielsweise eines Prädikates. Je höher die Auflösung eines Prädikats ist, desto mehr Details eines Gegenstandes oder Unterschiede im Gegenstandsbereich können mit seiner Hilfe wiedergegeben werden. Damit entspricht das Auflösungsvermögen der Fähigkeit, einen Gegenstand von eng benachbarten zu unterscheiden, nur daß »eng benachbart« hier nicht räumlich zu

verstehen ist wie beim optischen Begriff der Auflösung, sondern soviel heißt wie »sehr ähnlich«. Je höher aufgelöst eine sprachliche Darstellung, desto eher kann man mit ihr einen Gegenstand von einem anderen, sehr ähnlichen Gegenstand unterscheiden.<sup>38</sup>

Ich behaupte nun, daß das Zutreffen einer Beschreibung oder die Wahrheit einer Aussage stets anhand eines bestimmten Auflösungsgrades der erhaltenen Prädikate beurteilt werden. Ein Beispielsatz von Austin illustriert diesen Sachverhalt: »Frankreich ist sechseckig« – das ist falsch, wenn man einen hohen Auflösungsgrad zugrunde legt, kann aber wahr sein, wenn man einen niedrigen zugrunde legt. Letzteres dürfte der Grundschullehrer tun, wenn er diesen Satz im Unterricht äußert. Der Auflösungsgrad legt den *Standard* fest, anhand dessen die Wahrheit der fraglichen Aussage zu beurteilen ist. Akzeptiert ein Hörer die Aussage »Frankreich ist sechseckig« als wahr, so gibt er damit zu erkennen, daß er den vom Sprecher angebotenen Auflösungsgrad akzeptiert. Dies schließt nicht aus, daß in einem anderen Gesprächskontext ein höherer Auflösungsgrad gewählt wird, an dem gemessen die Aussage dann falsch wäre.<sup>39</sup>

Das Beispiel zeigt, daß man den verwendeten Wörtern die Feinheit der Auflösung nicht ansehen kann. Wie es Sprecher und Hörern gelingt, sich stillschweigend auf einen Auflösungsgrad der verwendeten Prädikate zu einigen, ist noch weitgehend unerforscht. Der Beispielsatz läßt vermuten, daß Gricesche Konversationsimplikaturen, in diesem Falle die Wahrheitsunterstellung, dabei eine wichtige Rolle spielen. Die Grundschüler verfügen nicht vorab über einen bestimmten Standard, mithilfe dessen sie die Mitteilung des Lehres dekodieren, sondern sie erkennen den *intendierten* Auflösungsgrad, weil sie erwarten, daß der Lehrer ihnen wie üblich etwas Wahres mitteilen will.

Es liegt nahe zu sagen, daß »Frankreich ist sechseckig« im Munde des Grundschullehrers wahr ist, falsch hingegen im Munde des Geographen. Nun kann es schwerlich ein und dieselbe *Aussage* sein, die sowohl wahr als auch falsch ist. Offenbar ändert der zugrunde gelegte Auflösungsgrad des Prädikats »sechseckig« etwas daran, welche Aussage überhaupt mit diesem Satz gemacht wird. Sieht man, wie es ohnehin angezeigt ist, nicht Sätze, sondern das mit ihnen Ausgesagte als Wahrheitswertträger an, so erscheint es nicht weiter rätselhaft, daß ein und derselbe Satz benutzt werden kann, um je nach Kontext eine wahre oder eine falsche Aussage zu machen. (So verhält

38 Im Unterschied zum Auflösungsvermögen eines Darstellungsmittels ist die tatsächliche Auflösung eine Eigenschaft der *Verwendung* eines Darstellungsmittels. Ich werde diese Subtilität im folgenden häufig vernachlässigen.

39 Vgl. dazu David Lewis, »Scorekeeping in a Language Game« [1979], in: ders., *Philosophical Papers I*, New York/Oxford 1983, 233–249, bes. 244–6.

es sich ja auch bei Sätzen mit indexikalischen Ausdrücken: Die Frage, ob der deutsche Satz »Ich habe Hunger« wahr oder falsch sei, ist gegenstandslos.) Die Relativierung der jeweils gemachten Aussage auf einen Auflösungsgrad der verwendeten Prädikate funktioniert wie ein zusätzlicher, verborgener Index.<sup>40</sup> Eine entsprechende Erweiterung der »two-dimensional semantics«, in deren Rahmen man sich die Berücksichtigung des Phänomens der Auflösung am ehesten vorstellen könnte, steht noch aus.<sup>41</sup>

Im Falle von »Frankreich ist sechseckig« sind es die Details der äußeren Kontur, die niedrig oder hoch aufgelöst sein können. Es können aber auch Bestandteile eines Gegenstandes sein oder Anhaftungen, die je nach Auflösungsgrad einer Beschreibung mitgemeint sind oder nicht. Für den Durstigen drückt »Das Glas ist leer« eine bittere Wahrheit aus, für den Lebensmittelhygieniker, der dasselbe Glas unter dem Mikroskop auf Rückstände untersucht, ist es alles andere als leer.

Der Effekt einer grob aufgelösten Beschreibung ist jeweils: Unterbestimmtheit. Der Welt werden mehr Möglichkeiten als nur eine gelassen, die Beschreibung zu erfüllen oder die fragliche Aussage wahrzumachen. Auch ein minimal anders beschaffener als der bezeichnete Gegenstand würde wörtlich die fragliche Beschreibung erfüllen. Je feiner die verwendeten Prädikate im Gegenstandsbereich auflösen, desto geringer wird dieses Risiko.

Das Risiko, daß zwei minimal verschiedene – aktuelle oder mögliche – Gegenstände die gleiche Beschreibung oder Kennzeichnung erfüllen, besteht nur für rein deskriptive Kennzeichnungen, nicht für demonstrative und auch nicht für solche, die eine raumzeitliche Lokalisierung des gemeinten Gegen-

40 Einiges spricht übrigens dafür, daß sich auf diese Weise das Problem der semantischen *Vagheit* teilweise entschärfen läßt, das ja in Standardsemantiken zum Sorites-Paradox führt. Durch die Relativierung des mit einem Satz Ausgesagten auf einen bestimmten Auflösungsgrad läßt sich erklären, warum semantische Vagheit das Bivalenzprinzip nicht gefährdet: Der Wahrheitswert des Gesagten wird erst beurteilt, *nachdem* die vagen Prädikate gemäß dem intendierten oder unterstellten Auflösungsgrad interpretiert sind. Ohne diesen Schritt bliebe unbestimmt, welche Aussage mit dem Satz überhaupt gemacht wurde. (Gibt es für diesen Interpretationsschritt keine Grundlage oder führt er zu keinem Ergebnis, so hat man es mit *nicht behebbarer* Vagheit zu tun, die der Sprecher zu verantworten hat. Der Satz ist dann im betreffenden Kontext nicht zum Ausdruck einer wahrheitsfähigen Aussage geeignet.)

41 In der Literatur ist meist von Körnigkeit (*granularity*) statt von Auflösung die Rede. Erste Schritte zu einer Semantik, die das Phänomen der Körnigkeit einbezieht, unternehmen Barry Smith und Berit Brogaard, »A Unified Theory of Truth and Reference«, *Logique & Analyse* 169/170 (2000), 49–93. In den Kognitionswissenschaften etabliert sich gegenwärtig ein Forschungsgebiet »Spatial and Temporal Granularity«; zum Überblick vgl. das Themenheft der *Annals of Mathematics and Artificial Intelligence* 36 (2002), insbesondere das Editorial »Research Issues and Trends in Spatial and Temporal Granularities« von Claudio Bettini und Angelo Montanari (ebd., 1–4).

standes enthalten. In den letzten beiden Fällen ist schon durch die raumzeitliche Identitätsbedingung für materielle Körper ausgeschlossen, daß die Kennzeichnung auf mehr als einen Gegenstand zutrifft. Qualitativ ununterscheidbare Einzeldinge mag es geben, aber nur eines davon kann exakt die bezeichnete Raum/Zeit-Stelle einnehmen.<sup>42</sup>

Ob das Risiko der Nichteindeutigkeit auch für rein deskriptive Kennzeichnungen beseitigt werden kann, hängt davon ab, ob Leibniz' Indiszerbilibienprinzip richtig ist. Nach Leibniz unterscheiden sich numerisch verschiedene Einzeldinge stets auch qualitativ. Es könne keine zwei Substanzen geben, die in allen Merkmalen außer ihrer raumzeitlichen Position übereinstimmen. Der junge Kant bedenkt diese Auffassung mit dem Kommentar »Welcher Unsinn!«, und fährt fort: »Zur vollständigen Identität zweier Dinge wird die Identität aller Merkmale [...] erfordert. Hat denn wohl jemand den Ort von dieser durchgängigen Bestimmung ausgenommen?«<sup>43</sup> Auf diesen Streit über das *principium individuationis* für Einzeldinge wird unten zurückzukommen sein.

Wer das Phänomen der Auflösung ignoriert, kann das Projekt der vollständigen Beschreibung eines Gegenstands in allen seinen Eigenschaften durchaus für plausibel halten. Charakteristisch ist beides für den Logischen Atomismus. Wittgenstein postuliert im *Tractatus*: »Die Wirklichkeit muß durch den Satz auf ja oder nein fixiert sein. Dazu muß sie durch ihn vollständig beschrieben werden.«<sup>44</sup> Dieses vollständige Beschriebensein erläutert Wittgenstein so:

Ein Bild zur Erklärung des Wahrheitsbegriffes: Schwarzer Fleck auf weißem Papier; die Form des Fleckes kann man beschreiben, indem man für jeden Punkt der Fläche angibt, ob er weiß oder schwarz ist.<sup>45</sup>

Mit dieser Analogie ignoriert Wittgenstein das Problem des Auflösungsgrades: *Wie genau* die Wirklichkeit auf ja oder nein fixiert wird, hängt eben von der Größe der Punkte ab, also von der jeweiligen Rasterung. Die Punkte sind ja in jedem Falle *Farbflecken*, denn mit geometrischen, ausdehnungslosen Punkten läßt sich kein Papier schwärzen. Damit Flecken einer gewissen Größe als Punkte *gelten* können, muß man sich für eine Auflösung ent-

42 Genauer: durch die raumzeitliche Identitätsbedingung wird ausgeschlossen, daß ein gleichartiger Gegenstand der *aktuellen* Welt sich an derselben Stelle befindet. Daß ein anderer *möglicher* Gegenstand als der bezeichnete die demonstrative Kennzeichnung erfüllt, wird durch deren *de re*-Charakter ausgeschlossen.

43 Immanuel Kant, *Nova dilucidatio* (1755), Akademie-Ausgabe Bd. I, Berlin 1902/10, 409; dt. Übers. nach: *Vorkritische Schriften bis 1768*, Weischedel-Werkausgabe Bd. 1, Frankfurt am Main 1968, 485.

44 Wittgenstein, *Tractatus logico-philosophicus*, a.a.O., Satz 4.023.

45 Ebd., Satz 4.063.

scheiden. Wittgenstein nimmt demgegenüber an, daß es bestimmte kleinste Punkte gibt, die seinen atomaren Tatsachen entsprechen: »Der Tatsache, daß ein Punkt schwarz ist, entspricht eine positive – der, daß ein Punkt weiß (nicht schwarz) ist, eine negative Tatsache.«<sup>46</sup> Die atomaren Tatsachen werden durch Elementarsätze wiedergegeben, und auf diese Weise ist eine vollständige Weltbeschreibung möglich: »Die Angabe aller wahren Elementarsätze beschreibt die Welt vollständig.«<sup>47</sup> Es liegt auf der Hand, daß die Doktrin des Logischen Atomismus mit der These der deskriptiven Unerschöpflichkeit der konkreten Welt und ihrer Gegenstände unvereinbar ist.

Aber vielleicht ignoriert Wittgenstein das Auflösungsproblem nicht, sondern würde auf die Vorhaltung, daß sich der Auflösungsgrad einer gegebenen Beschreibung stets noch steigern läßt, antworten, daß es sich dann eben noch nicht um einen Elementarsatz handle? Diese Frage läßt sich kaum klären, denn Wittgenstein gibt bekanntlich im *Tractatus* kein einziges Beispiel für einen Elementarsatz.

Unabhängig davon ist zu fragen, woran sich das »vollständige Beschriebensein« der Wirklichkeit bemessen soll, von dem Wittgenstein spricht. Vielleicht müßten die verwendeten Prädikate dafür einen *maximalen* Auflösungsgrad besitzen? Doch die Annahme eines maximalen Auflösungsgrads ist problematisch, wie erneut Austins Beispielsatz zeigt. Dagegen, daß Frankreich sechseckig sei, läßt sich im Geiste Platons einwenden, daß das geometrische Prädikat »sechseckig« strenggenommen nicht auf die Form des französischen Staatsgebiets zutreffe. Für diesen Einwand muß man allerdings nicht erst in den Atlas sehen oder Satellitenbilder heranziehen. Denn nach diesem strengstmöglichen, geometrischen Standard trifft das Prädikat »sechseckig« niemals auf etwas Empirisches zu. Manche Prädikate scheinen so zu funktionieren, daß sich durch Erhöhung des Auflösungsgrades jede empirische Aussage falsch machen läßt. Selbst ein legendärer Truismus wie die Behauptung Sepp Herbergers, der Ball sei rund, wäre für den Platonisten falsch: Ein Fußball ist alles andere als rund, denn keine empirische Kugel ist so kugelrund wie die ideale Kugel.

Doch bei näherer Betrachtung betrifft die Platon-Herberger-Kontroverse nicht das Phänomen des Auflösungsgrads. Prädikate wie »rund«, »sechseckig«, »flach« oder »gerade« sieht man vernünftigerweise als *systematisch mehrdeutig* zwischen einem geometrischen und einem empirischen Sinn an. Dadurch würde Platons Einwand gegen Herberger der Sinn aus den Segeln genommen. Derjenige Sinn von »rund«, der in Herbergers Binsenweisheit aktualisiert ist, ist eben nicht der geometrische. Anders wäre nicht zu erklären, warum wir Herbergers Aussage als wörtlich wahr ansehen.

46 Ebd.

47 Ebd., Satz 4.26.

Auch wenn der Auflösungsgrad eines physischen (d.h., eine physische Eigenschaft bezeichnenden) Prädikates sich stets noch steigern läßt, so doch nicht bis zur platonischen Idealität: Wie weit die Auflösung auch immer gesteigert wird, die Grenze zwischen der Zuschreibung einer physischen und der einer geometrischen Eigenschaft kann durch diese Operation nicht überbrückt werden. Diese Grenze läßt sich nur durch einen Abstraktions- oder Idealisierungsschritt überwinden, nicht durch eine *kontinuierliche* Operation. Geometrische Prädikate sind etwas anderes als hochaufgelöste physische Prädikate.

Die Frage, woran sich bemessen soll, wann eine »vollständige« Beschreibung der Welt, ihrer Gegenstände oder ihrer Tatsachen erreicht ist, ist also noch offen. Das Konzept des Auflösungsgrades kann vermutlich zu ihrer Klärung nichts beitragen. Auch Wittgenstein hat das vollständige Beschriebensein nur *stipuliert*, indem er es durch die »Gesamtheit der wahren Sätze« erreicht sieht, deren Ermittlung der »gesamten Naturwissenschaft« obliege.<sup>48</sup> Tatsächlich verweist schon die Frage, welche *Form* eine vollständige Weltbeschreibung haben könnte, auf naturphilosophische, physikalische und metaphysische Probleme, zu deren Klärung der Logische Atomismus nichts Erhellendes beigetragen hat.

(b) Der zweite hoffentlich klärende Begriff, den ich ins Spiel bringen möchte, ist der der *ontischen Dichte*. Der Grund dafür, daß es an konkreten Dingen potentiell unendlich viel zu beschreiben gibt, ist letztlich die Feinheit der physischen Struktur der Welt. Die Welt ist in jeder noch so kleinen Region auf eine bestimmte Weise beschaffen, die jede andere Beschaffenheit ausschließt, und ihre Gegenstände lassen sich – wo nicht mehr physisch, da gedanklich – in beliebig kleine Teile zerlegen, von denen jeder möglicherweise andere Eigenschaften hat. Von vielen Qualitäten gilt, daß sie kontinuierlich ineinander übergehen (Beispiel: die Farbverläufe in einem Regenbogen). Insofern nun Beschreibungen stets einen limitierten Auflösungsgrad haben, geben sie das Kontinuum gerastert wieder (offiziell hat ein Regenbogen genau sieben Farben), so wie ein grob auflösender Matrixdrucker eine Kurve als Treppe wiedergibt. Die tatsächliche Beschaffenheit des Gegenstands bleibt mithin durch die sprachliche Darstellung unterbestimmt. Der beschriebene Gegenstand könnte minimal anders beschaffen sein und immer wörtlich noch die gleiche Beschreibung erfüllen. Diesen Umstand kann man so ausdrücken, daß die Welt des Konkreten *ontisch dichter* ist als unsere sprachlichen und mentalen<sup>49</sup> Repräsentationen der Welt. Die deskriptive

48 Ebd., Satz 4.11.

49 Zur Erinnerung: Die Welt des Konkreten ist schon *perzeptiv* unerschöpflich, so daß ein wahrgenommener Gegenstand minimal anders beschaffen sein könnte und immer noch den gleichen phänomenalen Gehalt erzeugen würde.

Unerschöpflichkeit der Gegenstände beruht mithin auf der *ontischen Dichte der Welt des Konkreten*.

Man ist vielleicht versucht, den Begriff der Auflösung auch für diesen Sachverhalt zu verwenden und der Wirklichkeit selbst einen maximalen Auflösungsgrad zuzuerkennen. Das wäre aber schief, denn »Auflösung« bezeichnet ein *Verhältnis* zwischen einer Darstellung und dem Dargestellten. Die Wirklichkeit selbst ist überhaupt nicht aufgelöst, weder grob noch fein.

(c) Die Unterbestimmung der tatsächlichen Eigenschaftsfülle durch Beschreibungen läßt sich anhand eines Begriffs aus der Literaturtheorie verdeutlichen. Als *Leerstellen* oder *Unbestimmtheitsstellen* bezeichnet man dort Bestimmungslücken, die sich in einem fiktionalen Text überall dort befinden, »wo man auf Grund der im Werk auftretenden Sätze von einem bestimmten Gegenstand (oder von einer gegenständlichen Situation) nicht sagen kann, ob er eine bestimmte Eigenschaft besitzt oder nicht.«<sup>50</sup> So ist beispielsweise die Frage, ob Emma Bovary ein Muttermal auf der rechten Schulter hat oder nicht, eine gegenstandslose Frage, wenn der Text sich darüber ausschweigt. Die genaue Beschaffenheit von Emmas Schulter ist eine Leerstelle des Textes. In der wirklichen Welt gibt es hingegen keine solchen Bestimmungslücken. Jeder von uns hat entweder mindestens ein Muttermal auf der rechten Schulter oder keines. Wirkliche Einzeldinge sind auch an unbeschriebenen Stellen irgendwie beschaffen.<sup>51</sup> Notabene: Sowohl fiktive Darstellungen als auch Beschreibungen wirklicher Gegenstände haben Leerstellen. Doch während die Leerstellen im letzteren Fall durch Erhöhung der Auflösung partiell aufgefüllt werden können, ist dies im ersteren Fall nicht möglich. Madame Bovary *ist* nicht genauer bestimmt als sie durch Flauberts Text bestimmt wird. Sie erfüllt nicht Kants »Prinzip der durchgängigen Bestimmung«. Eine technische Analogie verdeutlicht den Unterschied: In Digitalkameras und Scannern werden »resolution enhancement technologies« eingesetzt, die Pixel interpolieren, also verlorene Information auffüllen und dadurch eine höhere Auflösung simulieren als jeweils vorhanden ist. Bei Figuren in fiktionalen Texten wäre eine solche Auffüllung von Leerstellen *gegenstandslos*, denn die Unterbestimmtheit ihrer Beschaffenheit beruht nicht darauf, daß Information *verlorengegangen* wäre.

50 Roman Ingarden, *Vom Erkennen des literarischen Kunstwerks*, Tübingen 1968, 49. Unbestimmtheitsstellen gibt es nach Ingarden auch im »Gehalt des rein intentionalen Gegenstands« (vgl. *Der Streit um die Existenz der Welt*, Bd. II/1: *Formalontologie*, Tübingen 1965, 219 ff.). Der Begriff der »Leerstelle« stammt von Wolfgang Iser.

51 Husserl sagt in diesem Sinne: »Die komplette Fülle als Ideal ist also die Fülle des Gegenstandes selbst, als Inbegriff der ihn konstituierenden Bestimmtheiten.« Edmund Husserl, *Logische Untersuchungen* II, 2, Hamburg 1992, 607.

An jeder Stelle auf eine bestimmte Weise beschaffen sind die Einzeldinge der wirklichen Welt. Deshalb spreche ich von *ontischer* Dichte als einer Eigenschaftsfülle, die weder in der sprachlichen Beschreibung noch in der Wahrnehmung ausgeschöpft wird. Diese Dichte ist ein Zug der Gegenstände selbst, nicht etwa, wie Goodmans »semantische Dichte«, eine Eigenschaft von Symbolsystemen.<sup>52</sup>

Zusammenfassend: Die Eigenart der *Welt* besteht in der Feinheit ihrer physischen Struktur, in dem Umstand, daß sie in jeder noch so kleinen Region auf eine bestimmte Weise beschaffen ist. Eigenarten der *Sprache* und unseres *Wahrnehmungsvermögens* sind es hingegen, daß jede gegebene Beschreibung und jede Wahrnehmung körnig sind, also einen bestimmten Auflösungsgrad besitzen. Aus diesen beiden Tatsachen, der ontischen und der epistemischen, ergeben sich die deskriptive und die perzeptive Unerschöpflichkeit der konkreten Einzeldinge. Insofern die Welt dichter ist als unsere Repräsentationen, wird eine gegebene Beschreibung stets vorhandene Eigenschaften unbeschrieben lassen. Sie wird Leerstellen enthalten, die durch Tatsächliches auf verschiedene Weise ausgefüllt werden können. Unerschöpflichkeit ist mithin ein *relationaler* Sachverhalt, er betrifft das Verhältnis zwischen Sprache und Gegenstand (im Falle der deskriptiven Unerschöpflichkeit) bzw. zwischen Wahrnehmung und Gegenstand (im Falle der perzeptiven Unerschöpflichkeit). Die tatsächliche Beschaffenheit der Welt und ihrer Gegenstände ist das, *was* nicht ausgeschöpft wird, sprachliche Beschreibungen und Wahrnehmungen sind das, *wodurch* sie nicht ausgeschöpft wird.

## 6. Deskriptiv unerschöpflich oder bloß faktisch unerschöpft?

Die These der deskriptiven Unerschöpflichkeit enthält ihrem Wortsinn nach eine Unmöglichkeitsbehauptung. Das modale Attribut »unerschöpflich« provoziert die Frage, welcher Art die behauptete Unmöglichkeit sein soll, worin also das *prinzipielle* Hindernis für das Unternehmen liegen soll, ein Einzelding erschöpfend zu charakterisieren. Alle Varianten und Aspekte der Unerschöpflichkeitsthese, von denen bisher die Rede war, provozieren eine Frage dieser Art. Beispiele: Warum sollte ein Einzelding unendlich viele Akzidenzien besitzen statt bloß unüberschaubar viele? Warum sollten sich unvollständige Beschreibungen eines Gegenstands, die faktisch vorhandene Eigenschaften unbeschrieben lassen, nicht vervollständigen lassen? Warum sollte es für den Auflösungsgrad einer Beschreibung eine Obergrenze ge-

52 Zum Verhältnis von ontischer und semantischer Dichte s.u., Abschnitt 10.

ben? Warum sollten sich Leerstellen einer Beschreibung nicht auffüllen lassen? Kurz: Warum sollten Einzeldinge deskriptiv unerschöpflich sein statt bloß durch faktische Beschreibungen unerschöpft?

Bisher habe ich auf diese Fragen defensiv mit den folgenden Hinweisen reagiert: (i) Aristoteles und Leibniz, die von »unendlich« vielen Eigenschaften sprechen, hatten eine potentielle Unendlichkeit im Sinn, keine aktuale. (ii) Die Vollständigkeit einer Beschreibung bemißt sich nicht daran, daß eine bestimmte Liste von Prädikaten oder Beschreibungshinsichten abgearbeitet worden ist. Anders als Prädikatausdrücke scheinen sich Eigenschaften überhaupt nicht zählen zu lassen. (iii) Woran die Vollständigkeit einer Beschreibung sich sonst bemessen soll, ist nicht klar.

Daß eine vollständige Beschreibung eines Gegenstands nicht erreichbar ist, scheint nach dem Gesagten kein positives Wissen zu sein, sondern ein induktiver Schluß. Jedesmal, wenn man ein Einzelding denkbar genau und ausführlich in natürlicher Sprache beschrieben hat, lassen sich Eigenschaften finden, die nicht genannt worden sind, also läßt sich offenbar auf diesem Wege eine vollständige Beschreibung nicht erreichen. Das Beispiel der Entwicklung der optischen Instrumente zeigt, daß auch die Präzisionssteigerung durch Erhöhung der Auflösung kein positives Wissen von einem Ende der Fahnenstange erzeugt. Von der geschliffenen Linse (Brille, Lupe) über das Fernglas und das Lichtmikroskop bis zum Rasterelektronenmikroskop: bisher hat man noch stets feinere Strukturen gefunden. Daß es beim nächsten Technologiesprung noch Neues zu sehen geben würde, konnte man jeweils nicht vorher wissen, sondern allenfalls vermuten oder indirekt erschließen.

Kant führte die »unermessliche Mannigfaltigkeit der Natur« als dasjenige an, was die erschöpfende Beschreibung eines Gegenstands verhindert. Diese naturphilosophische Behauptung ist dogmatischer Natur. Man würde gern genauer wissen, welche physikalischen oder metaphysischen Tatsachen sie stützen. Dieser Frage haben sich Philosophen oft über das Einzigkeitsproblem genähert, also über die Frage, wie es uns gelingt, eine Kennzeichnung eindeutig zu machen, so daß sie nicht noch durch numerisch verschiedene Gegenstände erfüllt werden könnte. In unserer Welt scheinen keine zwei mittelgroßen trockenen Güter aus einer strukturgleichen Konfiguration von Elementarteilchen zu bestehen. Geringe Unterschiede zwischen artgleichen Einzeldingen lassen sich oft schon mit dem unbewaffneten Auge ausmachen: Leibniz stritt mit einem befreundeten Edelmann darüber, ob es in der Natur zwei völlig gleiche Blätter gebe. Der Edelmann wurde ausgeschickt und suchte erfolglos, Leibniz sah dadurch sein Indiszernibilenprinzip bestätigt, das ja numerische Verschiedenheit ohne qualitative für unmöglich erklärt.<sup>53</sup>

53 Vgl. G. W. Leibniz, *Streitschriften zwischen Leibniz und Clarke* [1715-16], in: ders., *Philosophische Werke*, hg. von Ernst Cassirer, Hamburg 1996, Bd. 1, 103 (= Gerhardt Bd. VII,

Nun beschreiben wir zwei artgleiche oder sehr ähnliche Gegenstände oft mit denselben Prädikaten. Wenn sie sich in ihren wahrnehmbaren oder meßbaren Eigenschaften nicht unterscheiden, bleibt uns auch nichts anderes übrig. Zwei Dinge, die einander wie ein Ei dem anderen gleichen, fallen *prima facie* unter die gleiche Beschreibung. Dadurch hören sie freilich nicht auf, zwei zu sein. Und sie lassen sich auch *individuieren*, wenn man auf ein Individuationsprinzip zurückgreift, das Leibniz sich versagen zu müssen glaubte, nämlich auf die raumzeitliche Lokalisierung. Zwei qualitativ ununterscheidbare Einzeldinge unterscheiden sich stets in ihren raumzeitlichen Positionen; man möchte fast sagen, daß ihre numerische Verschiedenheit darin *besteht*. Kant bemerkt dazu: »Die Verschiedenheit der Örter macht die Vielheit und Unterscheidung der Gegenstände, als Erscheinungen, ohne weitere Bedingungen, schon für sich nicht allein möglich, sondern auch notwendig.«<sup>54</sup>

Nun bezieht sich der Einwand gegen die deskriptiven Unerschöpflichkeit ja nicht auf das Einzigkeitsproblem, sondern auf das Vollständigkeitsproblem. Für Leibniz sind beide Probleme dergestalt verbunden, daß deskriptive Vollständigkeit Einzigkeit *garantieren* würde. Je vollständiger wir ein Einzelding beschreiben, je weiter wir uns also einem vollständigen Individuenbegriff annähern, desto unwahrscheinlicher wird es, daß noch ein zweiter Gegenstand unter diesen Begriff fällt. Deshalb werden für Leibniz Einzeldinge durch ihren vollständigen Begriff *individuiert*. De facto individuieren wir aber Einzeldinge, ohne ihre Eigenschaften vollständig aufzuzählen (s.o., 3.1).

Wird die Unerschöpflichkeitsthese so erläutert, daß die Eigenschaften eines Gegenstandes sich nicht vollständig aufzählen lassen, so läßt sich der Einwand erheben, daß uns diese Rede erst von der Substanz/Akzidenz-Metaphysik aufgedrängt wird, die jeden Inhalt eines Raumzeit-Gebietes in einen »Gegenstand« und seine »Eigenschaften« zu zerlegen zwingt. Strebt man ernsthaft deskriptive Vollständigkeit an, so erscheint es sinnvoll, sich von dieser physikfernen Vorgabe zu lösen. Zum einen ist fraglich, ob die »vollständige Beschreibung der Welt«, von der Wittgenstein spricht, mit einer Sortierung in Gegenstände einhergehen muß. Man fragt also besser nach der Beschaffenheit des Inhaltes eines Raum/Zeit-Gebietes, nicht nach der eines Gegenstands. Weiterhin: Daß hienieden keine zwei mittelgroßen

372). Von »mittelgroßen« Gegenständen spreche ich, weil die erfolglose botanische Suche, von der Leibniz erfreut berichtet, das Indisziplinprinzip ja nur für Dinge einer gewissen Größe bestätigt. Elementarteilchen scheinen im Unterschied zu Blättern sehr wohl qualitativ ununterscheidbar zu sein. Der Edelmann hat also schlicht zu große Gegenstände auf Ununterscheidbarkeit untersucht.

54 Kant, *Kritik der reinen Vernunft*, a.a.O., B 328/A 272.

Einzeldinge aus einer strukturgleichen Konfiguration von Elementarteilchen bestehen, ist eine kontingente Tatsache, aus der schwerlich die deskriptive Unerschöpflichkeit *folgt*, denn schließlich bleibt noch die Möglichkeit, diese Konfiguration von Elementarteilchen selbst zu beschreiben. So weit geht die Physik meistens nicht, vielmehr gibt sie *Zustandsgrößen eines physikalischen Systems* an.

Die Frage nach dem Standard, an dem sich die Vollständigkeit einer Beschreibung bemessen könnte, wird erst in der Physik ihre Antwort finden. Wer ernsthaft an deskriptiver Vollständigkeit interessiert ist, sollte die mittelgroßen trockenen Güter und ihre gewöhnlichen Eigenschaften auf sich beruhen lassen. Als den gesuchten Vollständigkeitsstandard könnte man die Beschreibung des Zustands eines physikalischen Systems ansehen, also die Angabe sämtlicher dem System aktuell zukommender Zustandsgrößen. Die »Eigenschaften« einer entsprechend abgegrenzten »Einzelsubstanz« sollten dann auf diesen physikalischen Zustand supervenieren.

Nun ist der Zustandsbegriff in der Physik auf einzelne Theorien relativiert (»Zustand« heißt in der Thermodynamik etwas anderes als in der Quantenmechanik), und die Ermittlung des *Gesamtzustands* eines Systems, der das System in jeder denkbaren Hinsicht eindeutig beschreibt, wäre Aufgabe einer *idealen* Physik. Ob diese Art von Vollständigkeit jemals erreichbar ist, ist fraglich. Die vollständige Beschreibung des Inhaltes eines Raum/Zeit-Gebietes in jeder denkbaren Hinsicht ist jedenfalls kein Ziel irgendeines wissenschaftlichen Forschungsprogramms. Diesem Ziel steht zum einen der Umstand entgegen, daß nicht alle aktuellen Eigenschaften eines Teilchens zugleich mit beliebiger Genauigkeit gemessen werden können. Hinzu kommen Probleme, die mit der Überlagerung physikalischer Kräfte zusammenhängen: Zu einer vollständigen Beschreibung eines Systems gehören die auf es einwirkenden physikalischen Kräfte, die es bewegen oder verformen und die seine Teile zusammenhalten. Diese Kräfte überlagern einander, wobei die tatsächliche Trajektorie beispielsweise des Protons in einem Atomkern in meinem Finger durch die Resultante der Kräfte bestimmt wird, nicht durch die Einzelkräfte.<sup>55</sup> Das Unternehmen, den Zustand eines Systems »vollständig« zu beschreiben, wird stets auf das Problem der Über-

55 In Form des *Mehrkörperproblems* besteht diese Schwierigkeit schon für die Gravitationskraft allein: Die Gravitationskraft, die tatsächlich auf einen Körper wirkt, wird nicht durch Newtons Gravitationsgesetz angegeben, denn dieses sagt ja nur etwas über die Kraft, die *je zwei* gegeneinander gravitierende Körper aufeinander ausüben:  $F = Gm_1m_2/r^2$ . Nun gravitieren aber niemals nur zwei Körper gegeneinander, sondern, woran Mach die Physiker erinnern mußte, stets alle im Universum befindlichen. Sind die anderen Körper weit genug entfernt oder ihre Massen klein genug, setzen Physiker deren Einfluß als »vernachlässigbar klein« an. Wer indes eine vollständige Beschreibung anstrebt, für den verbietet sich jedes Vernachlässigen.

lagerung physikalischer Kräfte stoßen. Da es in unserer Welt keine Situation gibt, in der nur eine der vier physikalischen Grundkräfte wirksam wäre, nützt es auch nichts, Überlagerungen durch *ceteris absentibus*-Klauseln hypothetisch auszuschließen. Derartige Idealisierungen fingieren nämlich nicht bloß kontrafaktische, sondern z. T. *physikalisch unmögliche* Zustände, da es ohne die Anwesenheit der durch die *ceteris absentibus*-Klausel ausgeschlossenen Kräfte einige der Gegenstände gar nicht gäbe, von denen in den hypothetisch isolierenden Beschreibungen die Rede ist.<sup>56</sup>

Die holistische Komplikation für vollständige Zustandsbeschreibungen beruht darauf, daß es innerhalb des Universums weder im Großen noch im Kleinen kausal voneinander isolierte Systeme gibt. Eine Beschreibung des Zustands eines Gegenstands oder eines Raum/Zeit-Gebiets, die in jeder Hinsicht vollständig wäre, würde daher eine Beschreibung des Gesamtzustands des Universums erfordern. Eben das war auch Leibnizens Auffassung: Eine vollständige Beschreibung einer Einzelsubstanz wäre »eine unendliche Aufgabe«, denn sie müßte auf eine Gesamtbeschreibung des Universums hinauslaufen.<sup>57</sup>

Die Frage, welche *Form* eine physikalische Gesamtbeschreibung des Universums haben könnte, will ich hier nicht weiter vertiefen. Es scheint sich nicht um eine Aufgabe für menschliche Physiker zu handeln. Der späte Heisenberg suchte nach einer »Weltformel«, heute spricht man von einer »theory of everything«, die Gravitationstheorie und Quantenmechanik vereinheitlichen soll. Verfügte man über eine einheitliche Feldtheorie, wäre im Prinzip zwar das Problem der Kräfteüberlagerung gelöst, nicht hingegen die Aufgabe, einen tatsächlichen Momentanzustand des Universums in allen Einzelheiten zu spezifizieren. Schon an der erforderlichen simultanen Datenerhebung müßten menschliche Physiker scheitern, diese Aufgabe bleibt eine für den Laplaceschen Dämon.

Daß für uns, die wir keine Lapaceschen Dämonen sind, die besagte Vollständigkeit nicht erreichbar sein wird, nimmt der Frage »Deskriptiv unerschöpflich oder nur faktisch unerschöpft?« ihre Schärfe. Und daß eine in jeder Hinsicht vollständige Beschreibung eines Gegenstands auf eine Gesamtbeschreibung des Universums hinauslaufen müßte, erklärt nachträglich, warum ich oben in den Ausführungen zur »ontischen Dichte« nicht

56 Vgl. dazu Geoffrey Joseph, »The Many Sciences and the One World«, *Journal of Philosophy* 77 (1980), 773–791, bes. 777 f.

57 Friedrich Schlegel hat diesen Gedanken auch auf den romantischen Unsagbarkeitstopos für menschliche Individuen bezogen: »Der Mensch ist ein Mikrokosmos; zur Charakteristik des Individuums gehört Charakteristik des Universums«. Friedrich Schlegel, *Philosophische Lehrjahre*, Fragment Nr. 418, in: ders., *Kritische Ausgabe* (Hg. Behler), München/Paderborn/Wien 1963, Bd. XVIII, 229.

zwischen der deskriptiven Unerschöpflichkeit der *Welt des Konkreten* und der ihrer *Gegenstände* unterschieden habe. Einzelgegenstände »erben« diese Eigenschaft von der Welt des Konkreten. Ich schließe mich hier Spohns Formulierung an: Einzeldinge und -ereignisse sind kleine unerschöpfliche *Ausschnitte* aus der einen großen unerschöpflichen wirklichen Welt.<sup>58</sup>

## 7. Deskriptive Unerschöpflichkeit *versus* Unsagbarkeit des Individuellen

Man sieht nun, daß die deskriptive Unerschöpflichkeit der Einzeldinge nicht mit deren *Individualität* als solcher zusammenhängt, sondern damit, daß Einzeldinge Ausschnitte der unerschöpflichen Welt des Konkreten sind. Wenn aber die Individualität der Einzeldinge für ihre Unerschöpflichkeit keine Rolle spielt, stellt sich die Frage, wie sich die Unerschöpflichkeitsthese zur romantischen Formel von der »Unaussprechlichkeit des Individuellen« verhält.

Die lateinische Sentenz »individuum est ineffabile« ist uns aus einem Brief Goethes an Lavater bekannt.<sup>59</sup> Man darf annehmen, daß Goethe sich die Sentenz nicht selbst ausgedacht hat, doch hat man eine scholastische Quelle bisher nicht gefunden. Es ist darüber spekuliert worden, ob man die Formulierung bei Goethe vielleicht »als eine polemisch säkularisierte Form des alten und bekannten Wortes »Deus est ineffabilis« ansehen könnte.<sup>60</sup>

Was ist mit der »Unaussprechlichkeit des Individuellen« gemeint? Dichter wie Philosophen haben immer wieder bemerkt, daß das Individuum, oder das Individuelle an einem Individuum, von Allgemeinbegriffen nicht erfaßt werden könne.<sup>61</sup> Empfindsame Naturen haben zusätzlich Klage darüber geführt, was die Folge sei, wenn dies doch versucht wird. Einer dieser Philosophen ist Adorno. In der Einleitung zur *Negativen Dialektik* reklamiert

58 S.o., Fn. 20.

59 J. W. Goethe, Brief an Lavater vom 20. 9. 1780 (*Briefe*, hg. v. K. R. Mandelkow, Bd. 1, Hamburg 1962, 694).

60 Tilman Borsche, Artikel »Individuum/Individualität« (Neuzeit), in: J. Ritter und K. Gründer (Hg.), *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 4, Basel/Stuttgart 1976, Sp. 312. Die Fährte des augustinerischen »deus ineffabilis est« verfolgt auch Kemper, der in seiner Studie zu Goethes Individualitätskonzeption den Unsagbarkeitstopos in den Kontext von Goethes Spinoza-Rezeption stellt. Vgl. Dirk Kemper, »ineffabile«, München 2004, bes. 382 ff.

61 Nach Rudolph besteht der »fundamentale Sinn dieser These [der Unsagbarkeit des Individuellen]« darin, »daß kein sprachliches Mittel, keine Grammatik, kein Zeichen und keine Begriffssprache geeignet ist, das Individuelle durch Sprache mitteilbar zu machen«. Enno Rudolph, *Odyssee des Individuums. Zur Geschichte eines vergessenen Problems*, Stuttgart 1991, 11.

miert er, daß »die Gegenstände in ihrem Begriff nicht aufgehen«, und daß die Philosophie »ihr wahres Interesse [...] beim Begriffslosen, Einzelnen und Besonderen« habe, bei dem, woran der Begriff »nicht heranreicht, was sein Abstraktionsmechanismus ausscheidet, was nicht bereits Exemplar des Begriffs ist«. <sup>62</sup> Die einzelnen Dinge möchte Adorno in ihrer Individualität vor dem gewalttätigen Zugriff der Begriffe geschützt sehen – davor, daß das »identifizierende Denken« sie »zurüstet«. Von diesen Formulierungen geht offenbar eine gewisse Faszination aus (an die ich mich selbst dunkel erinnere, auch wenn ich sie nicht mehr nachvollziehen kann). Die Faszination kann indes eine sprachphilosophische Klärung des Sachverhalts nicht ersetzen. Was kann es bedeuten, daß das Individuum durch Begriffe »nicht erfaßt« werden kann, in ihnen »nicht aufgeht«, oder, bei anderen Autoren, »unsagbar« oder »unaussprechlich« ist?

Meines Erachtens bedeutet es entweder das, was ich als »deskriptive Unerschöpflichkeit« bezeichnet habe, oder aber diese Formulierungen sind äußerst kritikbedürftig. Kritikbedürftig ist zunächst Adornos Fundamentalkritik des begrifflichen Prädizierens als »identifizierendes Denken«. Nach Adorno käme es darauf an, zu »sagen, was etwas sei, während das Identitätsdenken sagt, worunter etwas fällt, wovon es Exemplar ist oder Repräsentant, was es also nicht selbst ist«. <sup>63</sup> Soll diese Gegenüberstellung von »worunter etwas fällt« und »was es ist« ernsthaft als Kritik einer Unzulänglichkeit des Prädizierens oder des Subsumierens unter einen Allgemeinbegriff gemeint sein, so beruht sie auf einer Verwechslung des prädikativen »ist« mit dem Identitätszeichen. <sup>64</sup> Ein Individuum *als* Träger einer Eigenschaft oder als ein Element einer Klasse zu identifizieren bedeutet nicht, es *mit* der Klasse oder der Eigenschaft zu identifizieren. <sup>65</sup> Das prädikative Urteil beansprucht nicht, ein Identitätsurteil zu sein, kann also an diesem Anspruch auch nicht scheitern.

Kritikbedürftig ist weiterhin die Rede, daß Begriffe die Dinge zurüsten, sie einander gleichmachen oder ihnen Gewalt antun. Adorno bedient sich des Wortfelds der sozialen oder politischen Herrschaft, sogar des Wortfelds

62 Theodor W. Adorno, *Negative Dialektik* [1966], Frankfurt am Main 1982 (= *Gesammelte Schriften* Bd. 6), 17 und 19 f.

63 Ebd., 152.

64 Adornos Kritik der begrifflichen Subsumtion provoziert die Frage, ob er sich der Lehre des Kynikers Antisthenes anschließen möchte, derzufolge sich nur ein einziges wahres Urteil über einen Gegenstand aussprechen läßt, nämlich die Tautologie »a ist a«. Diese Lehre gilt allgemein als Indiz dafür, daß ihre Vertreter den Sinn der Kopula »ist« gegenüber dem Identitätszeichen *nicht verstanden* haben.

65 So schon Herbert Schnädelbach, »Dialektik als Vernunftkritik. Zur Konstruktion des Rationalen bei Adorno«, in: ders., *Vernunft und Geschichte*, Frankfurt am Main 1987, 179–206, bes. 182–185.

der physischen Gewalt, um das Verhältnis von Allgemeinbegriff und Einzelding dem von Gesellschaft und Individuum zu assimilieren, mit dem es sachlich wenig zu tun hat. Dabei profitiert er natürlich vom Doppelsinn von »Individuum« (Einzelding/Person). Diese intellektuell verantwortungslose Rhetorik auf die Spitze getrieben haben später die Dekonstruktionisten, die, von Foucault befeuert <sup>66</sup>, in ihrem Affekt gegen das Allgemeine das »widerständige« Einzelne stets »abgespalten«, »ausgegrenzt« und »ausgeschlossen« sahen und damit jedweden Partikularismus gegen jedweden Universalismus rhetorisch ins Recht setzten.

Genug davon. Kritikbedürftig ist auch der Wortlaut der Weisheit, daß das Individuum sich nicht aussprechen oder sagen läßt. Mit dieser Formulierung nähern wir uns dem Kern des Problems. Individuelle Gegenstände gehören ja von vornherein nicht zu der Art von Dingen, die man aussprechen oder sagen kann. Sagen kann man etwas *über* einen Gegenstand, zum Beispiel, daß er eine bestimmte Eigenschaft hat. Dem halten die Vertreter des Unausprechlichkeitstopos entgegen, daß das Beilegen einer Eigenschaft das Beilegen von etwas Allgemeinem sei und insofern gerade verfehle, was am Einzelding individuell sei. Doch auch die Klage, daß sich das Individuelle am Einzelding nicht sagen lasse, bewegt sich hart an der Grenze des Sinns: Was wäre denn das, das Sagen des Individuellen? Wonach suchen die Freunde der *haecceitas*? Was sich nicht sagen läßt, läßt sich nicht sagen, und es läßt sich, wie Wittgensteins Freund Ramsey trocken hinzugefügt hat, auch nicht pfeifen (»You cannot whistle it either«). Im *Tractatus* heißt es entsprechend: »Die Gegenstände kann ich nur *nennen*. Zeichen vertreten sie. Ich kann nur *von* ihnen sprechen, *sie aussprechen kann ich nicht*.« <sup>67</sup>

In Max Frischs Roman *Stiller* findet sich der Satz: »Man kann alles erzählen, nur nicht sein wirkliches Leben.« <sup>68</sup> Stünde dieser Satz in einer philosophischen Abhandlung, so handelte es sich um *Kitsch*, und diese unfreundliche Diagnose ist auch für unseren Zusammenhang einschlägig. Man unterscheidet in der Literaturtheorie zwischen dem sentimentalischen (»süßen«) und dem intellektualistischen (»sauren«) Kitsch. Während der erstere mit konventionellen Darstellungsmitteln ein harmonistisches Weltbild vermittelt, ist es beim intellektualistischen Kitsch die Präntention, die verärgert: Es werden dort Gehalte in der Regel pessimistischer oder pseudo-kritischer

66 »Man muß den Diskurs als eine Gewalt begreifen, die wir den Dingen antun; jedenfalls als eine Praxis, die wir ihnen aufzwingen.« Michel Foucault, *Die Ordnung des Diskurses* [1972], aus dem Frz. von Walter Seitter, Frankfurt am Main 1991, 34 f.

67 Wittgenstein, *Tractatus logico-philosophicus*, a.a.O., Satz 3.221. Nach Aristoteles können Erste Substanzen, also individuelle Gegenstände, nicht ausgesagt werden, da sie *von nichts* ausgesagt werden können (vgl. z. B. *Kategorien*, Kap. 5, 3a).

68 Max Frisch, *Stiller*, Frankfurt am Main 1973, 64.



Natur ausgedrückt, deren Trivialität durch einen grundlosen begrifflichen Aufwand verdeckt wird.<sup>69</sup> Eben so verhält es sich in unserem Fall. Das Individuelle gehört ja aus *kategorialen* Gründen nicht zu den Dingen, die man aussprechen oder sagen kann – weil es nämlich nicht propositional verfaßt ist. Es kann seiner Natur nach nicht ausgesagt werden. Wittgenstein drückt dies so aus, daß man nur sagen kann, *wie* ein Gegenstand ist, nicht, *was* er ist.<sup>70</sup> Wenn diese Unmöglichkeit, die in der Natur der Sache liegt, als tragisches Scheitern ausgegeben wird, handelt es sich eben um die trivialitätsverdeckende Dramatisierung, die den intellektualistischen Kitsch auszeichnet.

Die Diagnose, daß die pathetische Klage über die Unaussprechlichkeit des Individuellen zum Kitsch tendiert, ist zugegebenermaßen unfreundlich. Man wird bei einigen Vertretern des Unaussprechlichkeitstopos hermeneutisches Wohlwollen walten lassen wollen. Je karitativer man diese Rede jedoch interpretiert, desto näher wird ihr Sinn an die besagte deskriptive Unerschöpflichkeit heranrücken. Und in dieser nüchternen Lesart besteht die Unerschöpflichkeit eben nicht, weil irgendetwas an dem Individuum nicht beschreibbar wäre oder sich den Begriffen immer wieder entzöge, sondern weil es *zuviel* an ihm zu beschreiben gibt. Die Unmöglichkeit, die Eigenschaften eines Individuums erschöpfend aufzuführen, läßt sich nüchtern feststellen und ontologisch begründen. Sie muß nicht beklagt werden, und sie bedeutet nicht, daß ein Individuum irgendeine flüchtige, sein individuelles Wesen definierende Eigenschaft hätte, eine *haecceitas*, über die sich weiter nichts sagen läßt, als daß es sie eben qua Individuum hat.

## 8. Individualität, Einzigkeit und *haecceitas*

Die *haecceitas* eines Individuums, sein individuelles Wesen, ist nicht nur kein Gegenstand einer möglichen Aussage, man kann auch mit guten Gründen bezweifeln, ob das Konzept der *haecceitas* in der Ontologie überhaupt einen Nutzen hat.<sup>71</sup> Ein Individuum ist ein Einzelding, und das Individuelle am Individuum, wenn man so reden möchte, ist das, was es von allen anderen

69 Vgl. den Artikel »Kitsch« im *Metzler Literatur Lexikon*, Stuttgart 1984, 227; sowie Dieter Kliche, »Kitsch«, in: *Ästhetische Grundbegriffe. Historisches Wörterbuch in sieben Bänden*, hg. von Karlheinz Barck et al., Bd. 3, Stuttgart/Weimar 2000, 272–288, hier: 281.

70 Vgl. Wittgenstein, *Tractatus*, a.a.O., Satz 3.221.

71 *Haecceitas* ist schon im Lateinischen ein Kunstwort, welches Duns Scotus eingeführt hat. In der formalen Ontologie der Gegenwart wird es wie folgt erläutert: »An haecceity is one kind of *individual essence*: a property that is *essential* to its owner, and *essentially unique* to its owner«. Alvin Plantinga, »haecceity«, in: Jaegwon Kim and Ernest Sosa (Eds.), *A Companion to Metaphysics*, Oxford 1995, 199.

Einzeldingen unterscheidet: seine einzigartige Beschaffenheit. Diese Beschaffenheit läßt sich mehr oder weniger umfassend beschreiben. Die *Einzigartigkeit* dieser Beschaffenheit besteht in nichts anderem als der Tatsache, daß das derart beschaffene Ding eben das einzige von dieser Beschaffenheit ist: daß ein derartiges Ding nur einmal da ist und nicht mehrmals.

Dabei teilt jedes Ding viele seiner Eigenschaften mit anderen Dingen, und es ist kein Grund ersichtlich, warum es irgendeine seiner Eigenschaften exklusiv haben sollte. Wenn es gleichwohl von einzigartiger Beschaffenheit ist, muß seine Einzigartigkeit in der *Kombination* seiner Eigenschaften oder Merkmale bestehen. Porphyrius hat über die einzigartige Kombination von Eigenschaften sogar den *Begriff* des Individuums bestimmt:

Individuen aber heißen derlei Wesen oder Dinge, weil jedes aus Eigentümlichkeiten besteht, deren Gesamtheit bei keinem anderen Einzelwesen je als dieselbe wiederkehrt; denn die Eigentümlichkeiten des Sokrates können bei keinem anderen einzelnen Menschen als dieselben wiederkehren.<sup>72</sup>

Auf die porphyrische Definition ist in der Scholastik immer wieder zurückgegriffen worden. Es versteht sich, daß zu dieser einzigartigen Kombination auch die *akzidentellen* Merkmale gehören, die folglich zum *principium individuationis* für Einzeldinge beitragen müssen. In der Schule von Gilbert von Poitiers ist entsprechend die Auffassung vertreten worden, daß erst die Gesamtheit der substantiellen und akzidentellen Eigenschaften eines Einzeldings dieses individuiert. In einem die Lehre Gilberts zusammenfassenden Kompendium heißt es:

Das Individuum ist also die aus der vollständigen Fülle der substantiellen und akzidentellen Eigenschaften ein und desselben Trägers gesammelte Totalform, weil nichts in der ganzen Fülle seiner Eigenschaften anderen gleichförmig gemacht werden kann.<sup>73</sup>

Es fragt sich allerdings, ob die letztere Behauptung – daß kein Ding in seiner ganzen Eigenschaftsfülle einem anderen gleich sei –, wirklich zum *Begriff* des Individuums gehört (sofern man die Raumzeitposition nicht zu den »Eigenschaften« zählt). Für diejenigen Einzeldinge, die auch Nichtphilosophen »Individuen« nennen, nämlich für Menschen, ist diese Bedingung

72 Porphyrios, *Einleitung in die Kategorien (Isagoge)*, in: Aristoteles, *Philosophische Schriften* Bd. 1, übers. von E. Rolfes, Hamburg 1995, 2. Kap., 2b–3a.

73 St. Ebbesen, K. M. Fredborg, L. O. Nielsen (Eds.), *Compendium logicae Porretanum ex codice collegii Corporis Christi 250. A Manual of Porretan Doctrine by a Pupil of Gilbert's*, in: *Cahiers de l'Institut du Moyen-Âge Grec et Latin* 46, Copenhague 1983, III, 28, p. 49. – Die deutsche Übersetzung stammt von Klaus Jacobi, »Einzelnes – Individuum – Person«, in: Jan A. Aersten und Andreas Speer (Hg.), *Individuum und Individualität im Mittelalter (= Miscellanea Mediaevalia 24)*, Berlin/New York 1996, 3–21, hier: 16.

zweifellos faktisch erfüllt, und für physische Gegenstände einer gewissen Mindestgröße ebenfalls. Gleichwohl läßt sich, *pace* Leibniz, völlige Gleichartigkeit von Einzeldingen nicht *a priori* ausschließen, und zwei Dinge würden durch qualitative Ununterscheidbarkeit nicht aufhören, zwei zu sein. Qualitative Verschiedenheit ist mithin keine *Bedingung* für numerische Verschiedenheit, und deshalb ist numerische Identität von Einzeldingen auch nicht über die einzigartige Kombination von Merkmalen *definiert*. Die gesuchte Unterscheidung liefert vielmehr die raumzeitliche Identitätsbedingung: Zwei völlig gleichartige Einzeldinge können nicht zugleich denselben Raum einnehmen, das reicht für numerische Verschiedenheit aus. Obwohl sie qualitativ ununterscheidbar sind, sind sie es nicht schlechthin, denn ihre Raumzeitpositionen sind, Leibniz zum Trotz, ein ausgezeichnetes Unterscheidungsmerkmal.

Doch könnte es sich mit *Individualität* anders verhalten als mit numerischer Verschiedenheit. Die Individualität *menschlicher* Individuen bringt faktisch qualitative Verschiedenheit mit sich. Ob sie sie auch *begrifflich* erfordert, ist schwer zu entscheiden. Für menschliche Individuen, die auf ihre Unverwechselbarkeit großen Wert legen, liegt eine positive Antwort nahe. Gilbert von Poitiers unterschied im 12. Jahrhundert die *individualitas* eines Seienden von dessen *singularitas*. Letztere eigne jedem Einzelding in gleicher Weise, denn sie sei schon durch deren numerische Verschiedenheit gegeben, während erstere auf der Unähnlichkeit (*dissimilitudo*) eines Seienden mit anderen Seienden beruhe.<sup>74</sup> Wenn es sich so verhält, wäre Individualität ein *Zusatzmerkmal* einer besonderen Art von Einzeldingen: Je zwei Individuen sind nicht nur numerisch verschieden, sondern auch einander qualitativ unähnlich. Für diese *dissimilitudo* sind Menschen ein eindrücklicheres Beispiel als Steine oder Wassertropfen, und als eindrücklichstes Beispiel mag das »moderne Individuum« gelten, die selbstbestimmte, souverän ihr Leben führende Persönlichkeit mit unverwechselbarem Charakter und farbiger Biographie. Menschen, und seien es eineiige Zwillinge, sind durch eine je eigene Persönlichkeit und Biographie in einer Weise unverwechselbar, in der Steine es nicht sein können. Sie sind Individuen *par excellence*.<sup>75</sup> So hat es durchaus einen Grund in der Sache, daß die

74 Gilbert von Poitiers, *Boethii Contra Eutychem et Nestorium*, 2, 29 f., in: *The Commentaries on Boethius by Gilbert of Poitiers*, ed. by Nikolaus M. Häring, Toronto 1966 (= *Studies and Texts* 13).

75 Als Gegenstimme sei das böse Wort von Adorno zitiert: »Bei vielen Menschen ist es bereits eine Unverschämtheit, wenn sie Ich sagen.« Theodor W. Adorno, *Minima Moralia*, Frankfurt am Main 1951, 57 (§ 29). Und in einem Monty Python-Film ruft eine riesige Menschenmenge wie aus einem Mund: »Wir sind alle Individuen!« Eine einzelne Stimme hält dagegen: »Ich nicht!«

Bezeichnung »Individuum« in der Moderne zunehmend auf Menschen eingeengt wird.<sup>76</sup>

Doch könnte die Auffassung, daß menschliche Individuen *par excellence* unverwechselbar sind, schon auf einer anthropozentrischen Wahrnehmungsverengung beruhen. Faktisch ist ja die »Lebens«geschichte eines Steines ebenfalls einzigartig, nur erscheinen uns die Begebenheiten, in die der Stein involviert war, und die langsamen, unscheinbaren Veränderungen, denen er unterworfen war (Erosionsprozesse, Lageveränderungen), von minderer Bedeutung. Sie waren keine Erlebnisse und Erfahrungen und a fortiori nicht persönlichkeitsbildend. Doch sie unterscheiden ihn von allen anderen Steinen, und darauf kommt es allein an. Der Stein ist nicht nur von allen anderen Steinen numerisch verschieden, er ist ihnen auch unähnlich (*dissimile* in Gilberts Sinn), so wenig uns seine Besonderheit ins Auge sticht.

Einzigkeit läßt sich nicht steigern, Einzigartigkeit ebensowenig. *Ob* ein Ding als einzigartig zählt, hängt nicht zuletzt davon ab, in wie viele Arten man das Seiende eingeteilt hat. Die Rede von der Einzigartigkeit *jedes* Individuums, in der Leibniz' *infima species*-Lehre fortlebt, macht strenggenommen den Begriff der Art verzichtbar, denn wenn jedes Individuum eine eigene Art bildet, fällt die Einteilung in Individuen mit der in Arten zusammen. So verstanden, trivialisiert sich die Rede von der Einzigartigkeit selbst.

*Individualität* wird gleichwohl als gradierbar angesehen, sonst könnte man beispielsweise nicht von »Individualisierungsprozessen in der Moderne« sprechen.<sup>77</sup> Wenn es einen Sinn von »Individualität« gibt, der auf menschliche Individuen beschränkt ist, so reicht Gilberts Kriterium der *dissimilitudo* nicht aus. Erforderlich ist dann qualitative Unähnlichkeit *in bestimmten Hinsichten*: Menschliche Individuen unterscheiden sich untereinander in Hinsichten, die auf Steine oder Wassertropfen keine Anwendung haben. Und tatsächlich kommt es dem »modernen Individuum« weniger auf die Einzigartigkeit seines Körpergewichts oder seiner chemischen Zusammensetzung an als auf die seiner Einstellungen, Erlebnisse, Vorlieben und Charakterzüge.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß die über ihre *singularitas* hinausgehende menschliche *individualitas* auf den kontingenten Tatsachen beruht, daß Menschen einander in besonderen Hinsichten unähnlich sind, daß sie ein feines Sensorium für diese Unähnlichkeiten haben und daß sie großen

76 Die »Sprachregelung, [...] derzufolge unter »Individuum« nicht mehr ein unspaltbar kleines Einzelding – ein Atom –, sondern ein Einzelsubjekt zu verstehen ist«, hat sich »vermutlich in der »Sattelzeit« (1750-1800) durchgesetzt«. Manfred Frank, *Die Unhintergebarkeit von Individualität*, Frankfurt am Main 1986, 17.

77 Zur Gradierbarkeit von Individualität vgl. Michael Hampe, *Gesetz und Distanz*, Heidelberg 1996, 64-73.

Wert auf sie legen. Damit behaupte ich nicht, daß der Unterschied zwischen menschlichen Individuen und anderen Einzeldingen lediglich ein pragmatischer wäre und kein ontologisches Gewicht hätte. Ich behaupte allerdings, daß er nicht über das Merkmal der deskriptiven Unerschöpflichkeit eingeführt werden kann. Einzeldinge jedweder Art weisen eine unerschöpfliche Eigenschaftsfülle auf.

Ob der kontingente Umstand, daß je zwei menschliche Individuen qualitativ verschieden sind, zum *Begriff* des Individuums gehört, ist damit immer noch nicht ausgemacht. Bestimmt man Individualität mit Gilbert über Unähnlichkeit, verhält es sich so. Doch würde ein Mensch, sollte sich hinter den sieben Bergen oder in einem Paralleluniversum aller Wahrscheinlichkeit zum Trotz doch einmal ein völlig gleichartiges Einzelwesen finden, wirklich *eo ipso* aufhören, ein Individuum zu sein?

Zurück zur porphyrischen Definition des Individuums über die einzigartige Kombination von Eigenschaften. Einzigartig ist ein Individuum beschaffen, wenn und insofern es das einzige Ding der jeweiligen Beschaffenheit ist. Als einziges Ding eine bestimmte Kombination von Eigenschaften aufzuweisen, läßt sich durchaus als höherstufige *Eigenschaft* dieses Einzeldings auffassen. Allerdings ist es eine Eigenschaft, die es mit allen oder vielen anderen Einzeldingen teilt. Nur deshalb konnte Porphyrius sie zur Definition von »Individuum« benutzen, denn eine solche muß ja auf alle Individuen zutreffen. Diese höherstufige Eigenschaft können die Anhänger der *haecceitas* also nicht meinen, denn sie suchen ja nach »a property that is *essential* to its owner, and *essentially unique* to its owner«. <sup>78</sup> Ich halte fest, daß wir eine solche individualisierende Eigenschaft bisher nicht gefunden haben.

Zwischen Gilbert von Poitiers und Boëthius gab es eine subtile Meinungsverschiedenheit über die Frage, ob die numerische Verschiedenheit artgleicher Einzeldinge in einer Verschiedenheit ihrer Akzidenzien gründen muß. Für Boëthius ist dies der Fall:

Verschiedenheit der Akzidenzien [...] bewirkt die Unterscheidung der Zahl nach. [*Sed numero differentiam accidentium varietas facit.*] Denn drei Menschen sind weder durch die Gattung, noch durch die Art, sondern allein durch ihre Akzidentien getrennt; denn wenn wir auch im Geiste alle Akzidentien von ihnen abtrennen, so ist doch der Ort [...] verschieden; zwei Körper nämlich werden nicht einen einzigen Ort, der Akzidens ist, innehaben. Und daher sind sie der Zahl nach mehrere, weil sie durch Akzidentien mehrere werden. <sup>79</sup>

<sup>78</sup> S.o., Fn. 71.

<sup>79</sup> A. M. S. Boethius, *Die theologischen Traktate*, übers., eingeleit., und mit Anm. versehen von M. Elsässer, Hamburg 1988, Traktat I, I, ll. 24-31, 6-7.

Im äußersten Fall sind zwei gleichartige Einzeldinge eben durch ihren Ort unterschieden, den Boëthius ebenfalls zu den Akzidenzien zählt. Gilbert nimmt nun in seinem Boëthius-Kommentar an der Formulierung Anstoß, daß die Verschiedenheit der Akzidenzien die numerische Verschiedenheit *bewirke*. Tatsächlich gehe die akzidentelle mit der numerischen Verschiedenheit einher oder *erweise* sie, bewirke sie aber nicht. Statt »*varietas facit*« müsse es heißen »*varietas probat*«. <sup>80</sup> Gilbert widerspricht der Erwartung, daß numerische Verschiedenheit überhaupt in etwas *gründen* müsse. Bei konkreten Einzeldingen geht numerische Verschiedenheit mit Ortsverschiedenheit einher, besteht vielleicht sogar in ihr, wird durch sie aber nicht kausal erzeugt. Weiterer individualisierender Merkmale bedarf es schon gar nicht. Dieser Auffassung möchte ich mich anschließen. Numerische Verschiedenheit zweier Individuen und Einzigkeit eines Individuums sind basale, nicht weiter ableitbare Tatsachen. Für Konkreta können sie im Sinne der raumzeitlichen Identitätsbedingung erläutert werden, aber dafür, daß zwei Dinge zwei sind und nicht eines, bedarf es keiner individualisierenden Akzidenzien und keiner *haecceitas*. So sieht es auch Armstrong, der zugleich den Begriff der *haecceitas* trivialisiert: Die »*particularity of particulars*« sei »*fundamental and unanalysable*«, und von zwei Dingen zu sagen, daß »[e]ach will have its own haecceity [...] is to say no more than that they are numerically different particulars«. <sup>81</sup>

## 9. Deskriptive Unerschöpflichkeit und die beliebige Feinheit semantischer Unterscheidungen

Andreas Kemmerling hat es als einen Zug der natürlichen Sprache beschrieben, daß man in ihr *beliebig viele und beliebig feine semantische Unterscheidungen* treffen kann, aufgrund deren Sprecher einander *beliebig fein individuierte Überzeugungen* zuschreiben können. <sup>82</sup> Dieser Zug der beliebigen Feinheit semantischer Unterscheidungen steht auf den ersten Blick in einer gewissen Spannung zur These der deskriptiven Unerschöpflichkeit. Die Spannung ergibt sich, wenn man die Unerschöpflichkeitsthese im Sinne einer bestimmten *Begrenzung der Ausdrückbarkeit* versteht. Dies scheint

<sup>80</sup> »[P]ro eo quod debuit dicere ›probat‹ dicit ›facit‹.« Gilbert von Poitiers, *De Trinitate*, zit. nach: Nikolaus M. Häring (Ed.), *The Commentaries on Boethius by Gilbert of Poitiers* (= *Studies and Texts* 13), Toronto 1966, I, 1, n. 30, l. 188, p. 77.

<sup>81</sup> Armstrong, *A World of States of Affairs*, a.a.O. (Fn. 15), 109.

<sup>82</sup> Vgl. Andreas Kemmerling, »The Philosophical Significance of a Shared Language«, in: Ralf Stoecker (Ed.), *Reflecting Davidson*, Berlin/New York 1993, 85-116, hier: 105 f.

zum Beispiel Danto zu tun, der seine Version der Unerschöpflichkeitsthese so begründet, daß

jedes Prädikat der Sprache (oder dessen Negation) auf [ein Ereignis] *E* anwendbar sein könnte, und daß selbst dann – da immer noch das Diktum Gültigkeit besitzt: *individuum est ineffabile* – die Eigenschaften von *E* noch nicht erschöpft wären: der Reichtum der Eigenschaften von *E* übersteigt den maximalen Reichtum an deskriptiven Vermögen, der in unserer Sprache *in toto* angelegt ist.<sup>83</sup>

Nach dieser Auffassung ist es ein Mangel unserer Sprache, daß ihre »deskriptiven Vermögen« zur Bezeichnung bestimmter Eigenschaften nicht ausreichen. Bei der Bestimmung der deskriptiven Vermögen einer Sprache geht Danto vom Gesamtvorrat ihrer Prädikate aus, und »individuum est ineffabile« scheint er so zu verstehen, daß es unter den Eigenschaften, die ein individueller Gegenstand tatsächlich besitzt, welche gibt, die sich den Beschreibungsmöglichkeiten unserer Sprache entziehen und sich deshalb nicht bezeichnen lassen.

So möchte ich *meine* Unerschöpflichkeitsthese ausdrücklich nicht verstanden wissen. Vielmehr würde ich sie gern als mit der von Kemmerling beschriebenen Eigenart natürlicher Sprachen verträglich ansehen. Man versteht die beliebige Feinheit von Unterscheidungen, von der Kemmerling spricht, am besten im Sinne einer stets fortsetzbaren *Folge von Präzisierungen*. Es ist sicherlich nicht der Fall, daß ein Sprecher jederzeit ultrafeine Unterscheidungen getroffen hat, so daß er beliebig detaillierte Überzeugungen über einen Gegenstand *besitzt*.<sup>84</sup> Entscheidend ist, daß er beliebig spezifisch *werden* kann, wenn es darauf ankommt. Wir können bei Bedarf immer feinere Unterscheidungen machen, wobei sich der Gehalt der entsprechenden Proposition während der Präzisierung ändert. (Menschen behaupten zwar gerne, auch in philosophischen Diskussionen, dieses oder jenes hätten sie doch »die ganze Zeit gemeint«. Doch diese Beteuerung muß man nicht für bare Münze nehmen, zumal wenn das angeblich Gemeinte partout nicht zum Wortlaut des Gesagten paßt. Eine Alternative zu dieser Beteuerung wäre: »Das ist es, was ich hätte sagen sollen.« Oder: »Das ist es, was ich sagen würde, wenn ich noch einmal von vorn anfangen dürfte.«<sup>85</sup>)

83 Arthur C. Danto, *Analytische Philosophie der Geschichte* [1965], Frankfurt am Main 1980, 285.

84 Kemmerling erwägt eine solche Auffassung: »Jedes Überzeugungsvorkommnis ist letztlich von derart idiosynkratischer Feinheit des Inhalts, daß es vielleicht unmöglich [...] wäre, ihn in allen Einzelheiten zu spezifizieren.« Andreas Kemmerling, »Zur sog. Naturalisierung von Intentionalität«, in: Alex Burri (Hg.), *Sprache und Denken*, Berlin/New York 1997, 237-258, hier: 246 Fn.

85 Ein misogyner Aphoristiker hat einmal bemerkt, Frauen hätten die beneidenswerte Fähigkeit, im Nachhinein den Sinn ihrer Worte zu verändern. Abgesehen davon, daß die Nei-

Dennett referiert folgenden Kurzdiallog zwischen einem Restaurantgast und dem Kellner: »I'd like some baked beans, please.« – »Yes sir. How many?« Auf diese Frage ist der Gast perplex. Dennett führt den Dialog als Beleg dafür an, daß die Gehalte intentionaler Einstellungen oft weniger bestimmt seien als ihr sprachlicher Ausdruck uns anzunehmen nötigt. Es gebe hier kein »fact of the matter«, einen Wunsch welchen Gehalts der Gast mit den Worten »some baked beans« ausdrücken wollte.<sup>86</sup> Diese Auffassung scheint mir nicht gut begründet. Der Gast mag den Wunsch, den er tatsächlich hat und der eine gewisse Bandbreite von Erfüllungen zuläßt, durchaus präzise ausgedrückt haben. Allgemein ist zu unterscheiden zwischen dem korrekten Ausdruck eines unspezifischen Wunsches und dem ungenauen Ausdruck eines spezifischen Wunsches. Bei Dennetts Bohnenbesteller dürfte der erste Fall vorliegen.<sup>87</sup>

Wir können unsere Wünsche und Überzeugungen, wenn es erforderlich wird, immer weiter spezifizieren. Manchmal wird die Präzisierung nur den sprachlichen Ausdruck der propositionalen Einstellung betreffen, die *in foro interno* schon einen spezifischeren Gehalt hatte, manchmal wird sie mit Veränderungen des Gehalts selbst einhergehen. Nichts davon legitimiert Dennetts intentionalen Irrealismus.

Wenn nun von »beliebig feinen« Unterscheidungen die Rede ist, kann man fragen: Wie sehr beliebt das Unterscheidungenmachen denn? Ich schlage eine zweiteilige Antwort vor: Beliebiger ist die Feinheit zum einen, insofern sie in das Belieben des Sprechers gestellt ist, zum anderen, insofern die Sprache keine bestimmte Obergrenze für die Feinheit möglicher Unterscheidungen festlegt. Den Auflösungsgrad einer Beschreibung, um zu meiner Terminologie zurückzukehren, kann der Sprecher stets steigern, wenn er es für nötig hält. Wir können beliebig spezifisch *werden*, doch meistens bleiben wir weit hinter den Möglichkeiten zurück. Vernünftigerweise wird der

gung zu der Versicherung, das habe man doch die ganze Zeit gesagt oder gemeint, nicht geschlechtsspezifisch ist, sollte man diese Rede in der Tat kritisch sehen. Der sprachliche Sinn des Gesagten läßt sich im Nachhinein nicht ändern, ebensowenig die damaligen Sprecherabsichten. Deshalb ist der Aphorismus ja in Maßen geistreich: weil das niemand kann. Was sich im Zuge einer Selbstkorrektur ändert, meinerwegen auch »herausschält«, mag das sein, was ich *für richtig halte* oder *vertreten will* – unter Konstanz dessen, was meine Worte bedeuten.

86 Daniel C. Dennett, *The Intentional Stance*, Cambridge, Mass./London 1987, 20. Zum »misguided goal of propositional precision« vgl. auch Dennett, *Kinds of Minds. Towards an Understanding of Consciousness*, London 1996, 41-49.

87 Kemmerling argumentiert ähnlich: »Irgendwer wird bald in der Nähe vorbeikommen, das ist gewiß nichts inhaltlich sonderlich Bestimmtes oder Genaueres. Aber die Überzeugung mit diesem inexakten Inhalt hat exakt diesen Inhalt.« Kemmerling, »Zur sog. Naturalisierung von Intentionalität«, a.a.O., 254 Fn. Vgl. auch Wittgensteins Lob der Unexaktheit in: *Philosophische Untersuchungen*, Frankfurt am Main 1971, §§ 68-77.

Sprecher die Feinheit seiner Unterscheidungen vom aktuellen Kommunikations- oder Klärungszweck abhängig machen. So betrachtet, könnte manche Betrübnis ob der Unaussprechlichkeit des Individuellen darauf beruhen, daß der Auflösungsgrad einer Beschreibung an etwas anderem gemessen wird als am aktuellen Kommunikationszweck.

Die These der deskriptiven Unerschöpflichkeit besagt, daß eine gegebene Beschreibung stets faktisch vorhandene Eigenschaften unbeschrieben lassen wird. Sie besagt nicht, daß es bestimmte Eigenschaften eines Gegenstandes gäbe, die sich auf immer unserem Unterscheidungsvermögen entziehen und deshalb nicht beschrieben oder bezeichnet werden können. Sie schließt dies allerdings auch nicht aus. Woher sollten wir auch wissen, ob es solche Eigenschaften gibt? Ich erinnere an Spohns Formulierung: »Durch nichts ist garantiert, daß eine fest gegebene Sprache ausreicht, um alles, was es an [einem Gegenstand] zu beschreiben gibt, zu beschreiben.«<sup>88</sup> An dieser Formulierung habe ich nichts auszusetzen, denn sie ist schwächer als diejenige Dantos. Sie schließt denjenigen Sprachidealismus aus, der durch bestimmte sprachliche Ressourcen *garantiert* sieht, daß bestimmte Eigenschaften oder Unterschiede existieren und andere nicht.<sup>89</sup> Sie schließt diejenige Lesart der These von der »sprachlichen Welterschließung« aus, derzufolge es im Bereich der Gegenstände, über die wir sprechen, nur die Unterschiede geben kann, zu denen wir aktuell auch sprachliche Unterscheidungen treffen können. Allerdings ist es problematisch, Spohns Beschränkung auf eine »fest gegebene Sprache« auf natürliche Sprachen zu beziehen. Zwar hängt, welche Eigenschaften Sprecher von einem Gegenstand präzisieren können, von den jeweils verfügbaren Prädikaten ab. Es könnte aber zu den *wesentlichen* Zügen natürlicher Sprachen zählen, daß ihre deskriptiven Ressourcen, insbesondere ihr Lexikon, für Erweiterungen offen sind.<sup>90</sup> Die Identitäts- bzw. Persistenzbedingungen für natürliche Sprachen werden gewöhnlich so aufgefaßt, daß eine derart erweiterte natürliche Sprache L immer noch als die Sprache L zählt. Natürliche Sprachen sind »objects in flux«: Dem Schiff des Theseus gleich, überleben sie Anbauten und den Austausch von Teilen. Wenn aber natürliche Sprachen eine solche eingebaute Dynamik besitzen,

88 S.o., Fn. 20.

89 In diesem Sinne habe ich oben (Abschnitt 4) Künnes Kritik am alethischen Speziezismus zugestimmt. Welche wahren Propositionen es gibt, hängt nicht davon ab, über welche Begriffe Menschen verfügen und welche Sätze Menschen irgendwann äußern; die tatsächliche Beschaffenheit eines Gegenstandes hängt nicht davon ab, welche Prädikatausdrücke wem auch immer zu deren Beschreibung zur Verfügung stehen.

90 Searle versteht sein »Prinzip der Ausdrückbarkeit«, demzufolge man »alles, was man meinen, auch sagen« kann, mit dem Zusatz, daß man »im Prinzip die Sprache zumindest durch Einführung neuer Begriffe oder anderer Mittel bereichern« kann. John R. Searle, *Sprachakte* [1969], Frankfurt am Main 1972, 34 f.

kann der Verweis auf die Ressourcen einer »gegebenen Sprache« sich nur auf einen jeweiligen historischen Sprachstand beziehen und hat daher für die Unerschöpflichkeitsthese nur eine begrenzte Bedeutung.

Wir können beliebig spezifisch *werden*, und das bedeutet unter anderem, daß die Sprache uns nicht daran hindert, diejenigen Unterscheidungen zu treffen, die wir zu treffen belieben. Sollten die verfügbaren Ressourcen für unsere Ausdrucksintentionen einmal nicht ausreichen, können wir sie erweitern, auch wenn nicht jeder Sprecher gleichermaßen geschickt darin ist. Was allerdings das Problem der kontinuierlich abgestuften Qualitäten betrifft, so ist eine entsprechend große Menge von Prädikatausdrücken gar nicht erforderlich, denn natürliche Sprachen bieten mit ihren *komparativen* Prädikaten (»heller/dunkler als«, »größer/kleiner als«) schon eine maßgefertigte Lösung für dieses Problem. Noch so genaue Beschreibungen der Farbverläufe eines Regenbogens können freilich nicht dessen Wahrnehmung ersetzen und bleiben erst recht hinter der Eigenschaftsfülle des Regenbogens selbst zurück. Man darf eben nichts Unmögliches von der Sprache fordern. Daß sie uns erlaubt, zu Verständigungszwecken beliebig feine Unterscheidungen zu treffen, muß genügen.

## 10. Semantische Dichte und ontische Dichte: welche ist höher?

Es zeigt sich nun allerdings, daß der Zusammenhang zwischen ontischer Dichte und semantischer Dichte komplizierter ist, als es bisher den Anschein hatte.

Wir können das Treffen semantischer Unterscheidungen bis zu einem Punkt vorantreiben, an dem sich nicht mehr entscheiden läßt, welches der beiden Prädikate auf den Gegenstand zutrifft. Eben dies meint Goodman mit »semantischer Dichte«. Semantische Dichte ist eine Eigenschaft von Symbolsystemen. Goodmans Beispiel ist das System der rationalen Zahlen zur Darstellung des Gewichts von Gegenständen. In diesem Symbolsystem sind die Zeichen dicht angeordnet: zwischen je zwei Zahlzeichen gibt es ein drittes. Einer Gewichtsangabe kann man beispielsweise so viele Stellen hinter dem Komma hinzufügen, daß nicht mehr entscheidbar ist, ob die Angabe auf den fraglichen Gegenstand zutrifft oder nicht. In einem semantisch dichten Symbolsystem, so Goodman, »wird es immer viele Charaktere geben derart, daß nicht einmal die feinste Messung bestätigen kann, daß ein Objekt sie nicht alle erfüllt.«<sup>91</sup>

91 Nelson Goodman, *Sprachen der Kunst* [1968], Frankfurt am Main 1973, 148.

Daß die erreichbare Meßgenauigkeit – und *a fortiori* die Auflösung der sinnlichen Wahrnehmung – stets begrenzt ist und damit hinter den Ausdrucksmitteln einer semantisch dichten Sprache zurückbleibt, besagt freilich nicht, daß die Sprache feiner unterschiede und damit »genauer« wäre als die Wirklichkeit, daß also die semantische Dichte höher wäre als die ontische. Was sollte das auch bedeuten? Wir müssen keinesfalls die Annahme aufgeben, daß das tatsächliche Gewicht eines Gegenstands in jedem Augenblick einen bestimmten Wert hat, der jeden anderen Wert ausschließt. Kein Gegenstand kann zugleich 3,475 kg und 3,476 kg wiegen; widersprüchliche Prädikationen sollten auch in semantisch dichten Symbolsystemen verboten bleiben. Es bleibt dabei, daß die Welt an jeder noch so kleinen Stelle auf bestimmte Weise beschaffen ist und dort nicht zugleich anders beschaffen sein kann. Die Frage, ob ein Symbolsystem feiner strukturiert ist als die Wirklichkeit oder vice versa, wäre eine schlechte Frage. Weder sind wir auf die Annahme verpflichtet, daß die verfügbaren Unterscheidungen einer natürlichen Sprache für die Wiedergabe bestimmter tatsächlich vorhandener Details nicht ausreichen, noch ist umgekehrt die Wirklichkeit für unser sprachliches Unterscheidungsvermögen zu grob beschaffen. Was nicht *ad infinitum* möglich ist, ist der *Abgleich* der beiden detaillierten Strukturen, der sprachlichen Unterscheidungen und der tatsächlichen Unterschiede. Die Lehre aus Goodmans Beispiel lautet, daß semantisch dichte Symbolsysteme uns an *epistemische* Grenzen stoßen lassen, an Grenzen der Feststellbarkeit.<sup>92</sup>

Die technische Weiterentwicklung von Meßgeräten hat die epistemischen Grenzen der Feststellbarkeit tatsächlicher Unterschiede immer weiter hinausgeschoben. Die Genauigkeit einer Gewichtsmessung ließ sich durch die Verwendung immer feinerer Waagen stets noch steigern, und stets stellte sich heraus, daß es noch tatsächliche Unterschiede zu messen gab. Doch wird bei ultrafeinen Waagen der abgelesene Wert früher oder später schwanken; dies ist unvermeidlich, weil jede Messung eine noch so geringe Zeit braucht, und während dieser Zeit können sich die physischen Gegebenheiten innerhalb und außerhalb des Meßgerätes ändern. Messen ist ein Prozeß, also beruht die Angabe des Gewichts eines Gegenstandes für einen *Zeitpunkt* auf einer Idealisierung.<sup>93</sup>

92 Dieser Sachverhalt entspricht dem, was in der Sprachphilosophie »die epistemische Auffassung der Vagheit« genannt wird, im Unterschied zur »semantischen«. Der epistemischen Auffassung zufolge ziehen Prädikate durchaus scharfe Grenzen, aber diese Grenzziehungen seien von Sprechern nicht beliebig genau überprüfbar.

93 Man kann mit Recht bezweifeln, daß die empirische Eigenschaft, ein bestimmtes Gewicht auch nur zu *haben*, in einem ausdehnungslosen Zeitpunkt instantiiert sein kann. Nicht nur Messen braucht Zeit, das Ausüben einer Gravitationskraft braucht ebenfalls Zeit. Physiker schreiben physikalischen Systemen freilich Zustandsgrößen zu Zeitpunkten zu; dabei

Die epistemischen Grenzen der Abgleichbarkeit der beiden detaillierten Strukturen, der sprachlichen Unterscheidungen und der tatsächlichen Unterschiede, stellen keine Unzulänglichkeit der Sprache dar. Es darf bei der Diskussion des Vagheitsproblems und bei der Rede von Prädikaten eines bestimmten Auflösungsvermögens nicht in Vergessenheit geraten, daß das Unterscheiden eine *Leistung von Sprechern* ist. Nicht die Prädikate selbst ziehen mehr oder weniger scharfe Grenzen, sondern *wir* benutzen sprachliche Mittel, um bestimmte Unterscheidungen zu treffen, um uns auf Gegenstände zu beziehen und um den Hörer erkennen zu lassen, welchen Gegenstand wir gemeint haben und was wir von ihm aussagen wollten. Wie viele Sandkörner ein Haufen hat, wird durch das Prädikat »Haufen« in der Tat nicht festgelegt. Der Ausdruck »Haufen« kann also zur Bezeichnung von Ansammlungen verschiedener Größe verwendet werden. Doch wenn es darauf ankommt, können Sprecher zwei Sandansammlungen, die nur um ein Sandkorn differieren, sprachlich voneinander unterscheiden. Daß beide Ansammlungen sprachrichtig als »Haufen« bezeichnet werden können, ist dabei irrelevant.

Als Sprecher sollten wir unsere Redebeiträge so spezifisch machen, daß unsere Interpreten erkennen können, auf welchen Gegenstand wir uns jeweils beziehen und was wir von ihm aussagen möchten. Dabei dürfen wir sie nicht *derart* spezifisch machen, daß wir selbst nicht mehr wissen können, ob die gewählten Prädikate zutreffen oder nicht. Die Möglichkeit, »beliebig« feine Unterscheidungen zu machen, sollte nicht als Einladung verstanden werden, feinere Ausdrucksintentionen zu suggerieren als man überhaupt haben kann. Laut Searles Prinzip der Ausdrückbarkeit kann man alles, was man meinen kann, auch sagen. Man kann aber umgekehrt etwas sagen, was man nicht meinen kann. Doch das sollte man vermeiden.

In semantisch dichten Symbolsystemen können wir *derart* feine sprachliche Unterscheidungen treffen, daß wir sie nicht mehr mit tatsächlichen Unterschieden abgleichen können. Diese Grenze der Abgleichbarkeit ist eine epistemische. Einzeldinge sind deskriptiv unerschöpflich, insofern sie unbeschreiblich viel Eigenschaften haben, doch wir haben keinen guten Grund zu der Annahme, daß manche ihrer Eigenschaften sich jeder möglichen sprachlichen Darstellung entziehen. Wir können in der natürlichen Sprache beliebig spezifisch werden, und insofern ist die Welt in ihrer ontischen Dichte sprachlich erschließbar, wenn auch nicht immer schon erschlossen, wie die Schwarzwälder Fundamentalhermeneutik es will.<sup>94</sup>

abstrahieren sie von dem Umstand, daß viele empirische Prädikate ihrer Natur nach nicht in einem ausdehnungslosen Zeitpunkt instantiiert sein können.

94 Teile und Vorstufen dieses Aufsatzes habe ich in München, Berlin, Bonn, Leipzig, Aachen und Basel vorgetragen. Ich danke allen Diskussionsteilnehmern für Hinweise und Kritik, insbesondere Marianne Schark und Johannes Hübner.